Staatl. Bibliothek
Regensburg

Hist. 758 (1

Auf Koſten
der Leſegeſellſchaft
erkauft
1 7 8

Briefe
über
Italien
vom Jahr 1785

aus dem Französischen
von
Georg Forster

Erster Band

Mainz
in der kurfürstl. privileg. Universitätsbuchhandlung
1789

Et me meminisse juvabit. VIRGIL.

Erinnerung
des Herausgebers.

Durch einen Zufall, der dem Publikum gleichgültig seyn kann, ist die gegenwärtige Sammlung von Briefen uns in die Hände gerathen.

Sollte sie Beyfall finden, so werden in kurzem mehrere Briefe über denselben Gegenstand folgen.

Man unterscheide eine Reisebeschreibung von Italien, und eine Reise in Italien.

Wie nach und nach die Gegenstände dem Verfasser erschienen, theilte er einige der erhaltenen Eindrücke seiner Familie und sei

nen Freunden mit, und so entstanden diese Briefe.

Verlangt man Thatsachen, so lese man die Reise des Herrn de la Lande; die letzte Ausgabe dieses Werks enthält das umständlichste, richtigste und lehrreichste, was wir (in Frankreich) von Italien wissen.

Daneben wird man auch die voyage pittoresque de Naples & de Sicile, und die von Mademoiselle de Keralio so gut ins Französische übersetzte Reise des Engländers Swinburne zu Rathe ziehen können.

Einige von diesen Briefen sind bereits im Druck, allein verstümmelt und entstellt erschienen. Man hat sie einer Magistratsperson zuschreiben wollen. Das Urtheil so vieler Kenner des Styls, als es heut zu Tage giebt, wird doch nicht trügen können?

Vielleicht dürfte man dem Verfasser an einigen Stellen Schwärmerey und Empfindsamkeit vorwerfen; er schrieb aber oft, indem sein Auge noch den Gegenstand faßte, und so wie er zu fühlen, ist freylich — ein Unglück.

Der Styl, wird man sagen, ist zuweilen poetisch. Wie beschreibt man denn ein Gemälde, wenn die Beschreibung nicht wieder Gemälde werden soll? Man denke sich einen Menschen ohne Kunstgefühl, ohne den Sinn des Schönen; wie stattlich wird er jeden kritisiren können, der davon spricht!

Die Anmaßung, seinen Gegenstand erschöpft zu haben, ist fern von unserm Verfasser; er hat es auch nicht darauf angelegt. Indem er schnell am Rande eines unermeßlichen Feldes vorübereilte, streifte er hier eine Blume und dort eine Aehre ab.

Vielleicht war auch das zuviel gewagt; vielleicht hat die Mittelmäßigkeit noch engere Schranken.

Wohlan, so muß man hoffen, daß einst der junge Anacharsis, der Griechenland mit so viel Ruhm durchreiste, auch Italien besuchen wird (*).

(*) Die große, trefliche Arbeit des Abbe Barthelemy.

Nachschrift des Uebersetzers.

Es ist nunmehr allgemein bekannt, daß der unlängst verstorbene Parlamentspräsident Dúpaty der Verfasser dieser Briefe ist. Man erinnert sich seiner, als des muthigen Vertheidigers und Retters dreyer unschuldig zum Rade Verurtheilten, als des Mannes, der am lautesten gegen die Mängel und Gräuel der französischen peinlichen Gesetzgebung geeifert, und folglich auch von einer Seite zu der großen Gährung in seiner Nation beygetragen hat, wo-

durch jetzt die Scheidung des Guten vom Bösen endlich bewerkstelligt, und ein aufgeklärtes Volk auch ein freyes Volk werden soll.

Diese Briefe mit Beybehaltung ihrer Eigenthümlichkeiten zu übersetzen, war vielleicht ein gewagtes Unternehmen. Diese Eigenthümlichkeiten sind oft Schönheiten, zuweilen unverkennbare Genieblicke, und immer, auch da, wo sie in Wortspiel ausarten, seltene Ergiessungen einer edlen, reichen, glühenden Phantasie. Ich möchte fast sagen, daß soviel Energie und Spontaneität der Gefühle sonst nur in England und Deutschland einheimisch war; und daher wäre es auch leicht möglich, daß diese Briefe hier ein glänzenderes Glück machten, als selbst in ihrem Vaterlande, wenn es nur möglich wäre, ein Werk, dessen ganzes Verdienst

im Ausdruck liegt, so zu übersetzen, daß dieses Verdienst ihm bliebe.

Es sey ferne von mir, die Aeusserungen des Verfassers jedesmal zu unterschreiben; ferne, zu behaupten, daß nirgends der Ton verfehlt, oder daß nicht Galliens Stempel diesem Werke aufgedruckt sey. Dieses aber abgerechnet, herrscht durch das Ganze eine Wahrheit und eine Fülle der reinsten Empfindung, welche verwandte Seelen hoch erfreuen und erquicken kann. Im Grunde ist dies das Beste, was je zum Lobe eines Buchs gesagt werden sollte und — gesagt werden kann.

Wer selbst gefühlt hat, wenn Natur oder Kunst ihn in Anspruch nahmen, wird sicher erkennen, wo unser Verfasser richtig fühlte und sein Gefühl mit treuem Ausdruck malte; er wird sogar in den wenigen Fällen, wo er anders empfindet, sich erin-

nern, daß Menschen in verschiedenen Verhältnissen von denselben Gegenständen mancherley Eindrücke empfangen können, und kleinen Geistern den armseligen Wahn überlassen, daß die Wahrheit ihnen allein eignen müsse, sie die niemanden eignet — oder allen. Wer aber nichts aus eigener Regung thut und zum Nachahmer geschaffen ist, dem mag es immerhin heilsamer seyn, sich nach einem Muster dieser Art, als nach einem schlechteren richten zu wollen, da ihn vielleicht doch am Ende ein Gefühl der Unerreichbarkeit desselben ereilt und in sein Nichts zurückweiset.

Unsere Sprache ist reicher, nachdruckvoller als die französische; aber diese ist wohlklingender, gewandter, bestimmter, ausgebildeter als die unsrige. Diese verschiedenen Eigenschaften erzeugten Schwie-

rigkeiten, welche sich nicht immer mit gleichem Glücke heben liessen. Indessen wird man bey einer Zusammenhaltung der Urschrift mit der Uebersetzung die Spuren von Sorgfalt und gutem Willen nicht leicht verkennen.

Es sind einige Fehler die ich in der Urschrift vorfand, stehen geblieben, weil es hier keinesweges auf statistische Präcision ankommt, und das Wesentliche, Unterscheidende dieses Werkgens in der treffenden Darstellung lebhafter Eindrücke liegt, welche Natur und Kunst auf unsern Verfasser in Italien gemacht haben. Einige andere Versehen habe ich stillschweigends verbessert, und die Reime, eine Krankheit vieler neueren französischen Reisenachrichten, habe ich weggestrichen.

Neben mühsameren Geschäften gereichte mir diese Arbeit gleichsam zur Er-

holung, und ich wünsche, daß ihre Durchlesung andern einen gleichen Dienst gewähren möge.

Mainz, den 23. April
1789.

Georg Forster.

Briefe über Italien
vom Jahr 1785.

Erster Brief.

Avignon, im April.

Vorgestern kam ich nach Avignon. Die Pariser mögen sich nur ihre Verzweiflung über das Ausbleiben des Frühlings ersparen, denn er ist mir wirklich schon auf der Gränze des Comtats begegnet.

Der Quell von Vauclüse war mein erster Gang; gestern besucht' ich ihn. Was sage ich? Gestern? Ist mir doch, als säh' ich ihn noch.

Heute noch stürzt vor meinen Augen mitten aus dem Gebirge, wie aus einem tiefen Kessel, ein Strom hervor; er steigt, er schwillt heran,

und plötzlich ergießt er sich unaufhaltsam, mit Donner und Brausen, in schäumenden Fällen herab, die der Dichtkunst und der Malerey zum Trotz unnachahmlich sind. Dies ist der Quell von Vauclůse.

Im nächsten Augenblick fließt er schon wieder ganz ruhig, wie jenes glückliche Temperament, das sich zwar von seiner Lebhaftigkeit hinreissen, aber auch schnell wieder von inwohnender Gůte besänftigen läßt. Hier wandeln sich seine Silberwellen in Wellen von flůssigem Blau, gleiten dahin und wälzen sich und spielen sorglos umher auf dem Wiesenteppich. Bald trennen sie sich in eine Menge kleiner Bäche und rieseln durch ein reizendes Thal. Jenseits des Thals vereinigen sich die Bäche wieder, und nunmehr ist es die Sorgue, die in hundertfältigen Krůmmungen sich schlängelt, und den Comtat von Avignon befruchtet und schmůckt.

Das Gemälde, welches uns der Abbé Delille von diesem reizenden Aufenthalt entwirft, ist sehr getreu. Ich habe seine Verse durchgehends verglichen, und sie sagen die lautere Wahrheit, als ob es Prose wäre;

gewiß ein Verdienst, das bey Reisenden und Dichtern etwas selten ist. Allein durch diese getreuen Verse erhält man keine Vorstellung des Orts, an den sie höchstens nur erinnern; und eben so geht es allen Gemälden und Beschreibungen, wenn man sie mit den Gegenständen zusammenhält. In den Versen vermißte ich den Schaum, das Tosen und das Gemurmel der Quelle. Sie sind nicht da, die schwarzen Felsen, die mit dem Schnee der zerstiebenden Woge so wunderwürdig contrastiren, und der Dichter breitet nicht jenen schimmernden Teppich von Smaragd vor mir aus, auf welchem die Najade sich lagert.

Der Anblick von Vauclüse ist herrlich, die Naturerscheinung überraschend; allein ich spreche doch dem Dichter nach:

Mais ces eaux, ce beau ciel, ce vallon enchanteur,
Moins que Pétrarque & Laure intéressoient mon cœur.

Diese Erinnerung an Petrarch und Lauren belebt die ganze Landschaft, verschönert sie, und gießt einen eignen Zauber über sie aus. Auf allen Felsen umher suchte ich die

Spur der Liebenden. Hier, rief ich, hier saßen sie neben einander. Dies ist die Stätte, wo Petrarca so zärtlich liebte, so viele Thränen vergoß und jene unsterblichen Seufzer athmete, deren leiser Nachklang uns noch rührt. Ich setzte mich auf den Abhang eines Felsens. Eine Stunde lang berauschte mich das Getöse des Wassers, das Grün der Gefilde, der heitere blaue Himmel, der junge Frühling und das Andenken an Lauren. Ich rief alles, was meinem Herzen theuer ist, meine Phantasie versammelte alles um mich her. Meine Kinder sah ich alle hüpfen auf diesem Rasen, längs diesen Gestaden sich haschen; ich hörte den Jubel ihrer Stimmen, ihr Freudengeschrey; mein Herz und die Felsenwände vervielfältigten den Wiederhall.

Ehe ich davon gieng, mußte ich versuchen, ob Echo, wie Delille versichert, den süßen Namen Laura noch wüßte. Allein, des Dichters Wort in Ehren, die Undankbare hat ihn zur Hälfte vergessen.

Wohl dir, du lieblicher Quell von Vauclüse! Die Schlachtfelder, wo Alexander siegte, sind kaum mehr bekannt; aber ewig

unverkennbar ist der Ort, wo Laura und Petrarch sich liebten. Deine plätschernden Wellen, reizendes Vauclüse! und die Sänger der Gärten und der Monate (*) verrathen ihn an alle folgende Jahrhunderte.

(*) Man lese den dritten Gesang der Gärten, von Delille, und den siebenden der Monate, von Roucher.

Zweyter Brief.

Avignon.

Ich kann Euch noch wenig von Avignon sagen; bin ich doch erst seit drey Tagen hier. Freylich werdet Ihr mir einwenden, daß man wohl eher eine Reise nach Italien schrieb, ohne Frankreich verlassen zu haben. Hier indessen einiges, was mir aufgefallen ist.

Der päpstliche Vicelegat entscheidet in peinlichen Fällen ohne Appellation, hingegen in bürgerlichen Händeln nur in der ersten Instanz, und man hat mich versichern wollen, dies sey in Italien gewöhnlich. Die Ursach läßt sich begreifen. Die Civiljustiz ist den Reichen furchtbar; die Criminaljustiz nur dem Pöbel.

Der Vicelegat kann auch begnadigen. Ist das nicht eine sonderbare Entäusserung der Souverainetät? Doch ich besinne mich eben, in Frankreich haben wir ja Tribunäle, die dem Könige die Ausübung des Begnadigungs-

rechts verweigern können, und das ist, dünkt mich, noch sonderbarer. —

Mit diesem Vicelegaten ist der Papst so zufrieden, daß er ihn kürzlich zum Leuchterträger seiner Kapelle erhoben hat, welches in der päpstlichen Verfassung schon eine Beförderung ist.

Gestern sah ich einen Menschen aus den Galeeren entlassen, den der Herr Leuchterträger höchst ungerechter und thörichter Weise, wegen eines angeschuldigten Mords, auf fünf Jahre verurtheilt hatte. An diesem Unglücklichen, Namens Lorenzo, hat man das ungerechte Verdammungsurtheil strenge vollzogen, ungeachtet der Intendant von Toulon und die allgemeine Volksstimme für ihn sprach. Seine Unschuld kam auf eine merkwürdige Art an das Licht (*).

Eines Tages hört er im Zeughause im Vorübergehen einen Galeerensklaven, der seinem Mitgefangenen sagte: „dort geht ein Unglück-

(*) Ich habe diese Nachricht von Herrn M. dem einsichtsvollen, menschenfreundlichen Intendanten von Toulon.

„licher, dessen Anblick mir unausstehlich ist.„ — Und wie so? — „Er trägt die Kette wegen „einer Mordthat, die ich selbst begieng.“ Lorenzo hört dieses Geständnis. Man denke sich ihn in diesem Augenblick. Er geht auf den Gefangenen zu, dringt in ihn, fleht ihn an, das Geheimnis seiner Unschuld unverzüglich sichern Händen anzuvertrauen. Es war zu spät; die Seele des Elenden war bereits dem Mitleid verschlossen, und nur dem Schrecken noch zugänglich. Lorenzo hat die Geduld, sich zwey Jahre lang um das Vertrauen dieses Menschen zu bewerben; seine Vorgesetzten selbst erlauben ihm, daß er kein Mittel unversucht lassen darf, um sich dem Gewährsmann seiner Unschuld zu nähern. Man schmiedet beide an dasselbe Ruder; auch im Hospital ist Lorenzo dem verstockten Mörder zur Seite. Um ihn zu rühren, fleht er ihn täglich an, fleht Tag und Nacht, und rührt ihn nicht. Endlich, nach zwey vollen Jahren gelingt es ihm, durch Bitten und Thränen die Seele des Ruchlosen zu erweichen; ein Feuerfunke dringt ihm ins Herz, und erweckt die schlafende Reue. Sein Geheimnis

stürzt zum zweytenmal über seine Lippen. Die Zeugen standen schon bereit; seine Aussage wird protokollirt und dem Intendanten überreicht. Der Intendant schickt auf der Stelle den Verbrecher ins Gefängnis. Eine unvorsichtige Strenge! der Elende nahm alles zurück.

Endlich sind die fünf Jahre des Galeerendienstes verstrichen, und Lorenzo ist frey.

Wie hat man ihn verurtheilen können? Auf einen bloßen, schwachen Verdacht; ja, ja, auf einen Verdacht! Der Ermordete hatte neun Louisd'or in der Tasche. Man nimmt drey Menschen in Verhaft; Lorenzo war einer davon. Bey einem jeden findet man drey Louisd'or. „Die Sache ist klar," spricht der Richter; „drey mal drey macht neun; es „sind drey Mörder; hinweg mit ihnen auf die „Galeeren!" Zwey sind drauf gestorben.

So gieng es auch mit Dangladen! Das sind nun die gerichtlichen Anzeigen, worauf in allen peinlichen Gerichtshöfen, ausser den Englischen so viel gehalten wird. In England erschwert das Gesetz die Verurtheilung; in Frankreich scheut es nichts so sehr als die Lossprechung.

Der arme Lorenzo geht nach Rom; er will sich dem Papst zu Füssen werfen und um die Revision seines Processes bitten. Er soll gutherzig seyn, der Papst.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß gute Menschen (und nur diese sind eigentlich Menschen) nicht leicht das Aergste glauben, und sich doch seltener als andere irren. Also, wer menschlich ist, ist auch weise.

Dritter Brief.

Toulon.

Da mein Weg mich nach Toulon bringt, werde ich Euch wohl etwas davon erzälen müssen.

Es ist ein ganz artiges, regelmäßiges Städtchen, und liegt an einem Felsengebirg, von welchem unzählige Bäche sich hinabstürzen, in die Stadt dringen und sich in viele Springbrunnen sammeln; ganz Toulon sieht aus wie ein Springbrunnen. Die Menge des Wassers mag schuld seyn, daß der Winter hier etwas kälter ist; desto angenehmer ist die Kühle im Sommer.

Der Hoven ist bewundernswürdig. Ich sah daselbst den Heros, das Kriegsschiff, welches Herr von Süffren commandirte. Es führt den Namen mit der That.

Nichts interessirte mich mehr als die Einrichtung auf den Galeeren. Die armen Gefangenen werden hier nicht gemishandelt; sie

müssen arbeiten und erhalten ihren Sold. Mir fährt dabey ein entsetzlicher Gedanke durch den Kopf: es giebt wahrscheinlich zehn Millionen Menschen in Frankreich, die sich glücklich schätzen könnten, auf der Galeere zu dienen, wenn sie nicht dazu verurtheilt würden!

Ehedem hatte man kaum einen Galeerensklaven entlassen, so war er schon wieder da; allein seit kurzem haben die Tribunäle, welche Toulon mit diesen Gesellen versorgen, eine andere Verfügung getroffen: wer sich zum zweytenmal ertappen läßt, wird gehangen.

Die Anzahl der Verurtheilten bleibt sich, ein Jahr ins andere gerechnet, ziemlich gleich; folglich werden jährlich ungefähr dieselbe Anzahl Verbrechen begangen. Wenn ein Schiff einen Leck hat, dringt Tag für Tag die nämliche Menge Wassers hinein, und die Arbeit an der Pumpe bleibt immer dieselbe. Allein, nicht wahr? ein besseres Schiff, von besserem Gefüge und unter strenger Aufsicht, das hätte wohl keinen so großen Leck?

Ich warf einen Blick in das Galeerenprotokoll. Kinder von dreyzehn Jahren zu den

Galeeren verurtheilt, weil man sie bey ihren Vätern, überwiesenen Schleichhändlern angetroffen hat! Ich hab's mit meinen Augen gelesen: weil man sie bey ihren Vätern angetroffen hat! Hätte man sie nicht dort angetroffen, so wären sie nach Bicetre gekommen. Ist dies das Gesetzbuch des Fiskus? Wie weit soll die Nachsicht noch getrieben werden? Man verkauft ihm unschuldiges Blut! und wir schweigen?

Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als ich einige von diesen Kindern erblickte; das Herz brannte mir vor Unwillen.

Bis ich über alle Schandthaten unserer peinlichen Gesetzgebung öffentliche Klage erhebe, nur so lange friste mir der Himmel das Leben! Ihr jungen, schuldlosen Hände! wer das heitere Bewußtseyn genießen könnte, mitgewirkt zu haben, euch von diesen unwürdigen Fesseln zu befreyen! . . . . . . Noch will ich hoffen. . . .

Ich las ferner im Protokoll: Wegen einer Gaunerey, und einer Mordthat sehr verdächtig, ewige Galeerenstrafe.

Ferner: Wegen eines Betrugs, und weil er viele ehrliche Leute hintergangen (so lauten die eigentlichen Worte), hundertjährige Galeerenstrafe. Dies ist eine Zweybrückische Sentenz, denn mancher deutsche Fürst borgt seine Henker von Frankreich.

Ferner: Des Mords und eines Diebstahls mit Einbrüch sehr verdächtig, ewige Galeerenstrafe.

Ich gäbe viel darum, eine Abschrift dieses Protokolls zu besitzen. Es liesse sich viel daraus lernen, und insbesondere, die Blut-Mahd schätzen, welche Frankreichs Tribunäle mit dem Würgeschwerd der peinlichen Gerechtigkeit alljährlich niedermähen.

Vor nicht gar langer Zeit, stürzte ein seltsamer Vorfall die Galeerensklaven in die äusserste Verzweiflung. Der Intendant von der Marine hatte den Befehl erhalten, sie in drey Klassen abzusondern, in Ausreisser, Schleichhändler, und Missethäter. Man sollte denken, die Trennung müßte wenigstens den beyden ersten Klassen lieb gewesen seyn; allein nichts weniger als dies; sie waren so bestürzt wie die andern.

In der That, machen diese Gefangenen unter sich keinen Unterschied; und das Unglück ist darinn wie der Tod, es hebt alle Rangordnung unter den Menschen auf. Was sind Galeerensklaven untereinander? Unglückliche sind es; Schwache, die der Stärkere band. Weit entfernt, über die Schwärze der Missethat zu erröthen, rühmt man sich ihrer hier; dem gemeinschaftlichen Feinde hat man einen tieferen Stich versetzt, soviel mehr Verschlagenheit oder Muth gegen ihn bewiesen. Die Deserteurs und die Schleichhändler verachten also warlich nicht die Missethäter; aber wieviel verloren sie nicht durch die vorgeschriebene Trennung! Der eine vermißte den starken Gehülfen; der andere seines Mitschächers langgewohnte Stimme und seinen Blick; ein dritter den Bruder im Unglück. Bittere Thränen, Thränen hervorgeweint aus dem Herzen flossen bey dieser herannahenden Trennung. Der Intendant der Marine hat manches Paar begnadigt, indem er sie zusammen an einer Kette ließ.

Hier habt Ihr Stoff zum Nachdenken, meine Lieben! Steigt hinab in diese neuen Tiefen des menschlichen Herzens, und forscht.

Vierter Brief.

Nizza.

Nizza liegt auf einem ins Meer hinausragenden Felsenamphitheater, von Gebirgen umgeben, auf deren unmerklichem Abhang sich dem Reisenden überall die reizendsten Landsitze darbieten, woselbst alles mit Oelbäumen, Maulbeerbäumen und Obstbäumen von mancherley Art, vorzüglich aber Zitronen-, Limonen- und Orangenbäumen, geschmückt ist. Der Reichthum der hiesigen Gegend besteht zum Theil, oder vielmehr hauptsächlich, in diesen Früchten. Mancher Eigenthümer sammelt jährlich über dreymalhunderttausend Orangen und mehr als hundertfunfzigtausend Zitronen; denn, wie man sich hier auszudrucken pflegt, das Land ist reich an Agrumen (*).

(*) Statt des französischen Worts aigrure, dürfte vielleicht das aus dem Italienischen (agrumi) schon längst in unsere Sprache übertragene, Agrumen, hier am schicklichsten gebraucht werden. F.

Agrumen? Was soll uns das herbe, barbarische Wort? Der Eigennutz, der keinen Sinn für das Schöne hat, und die Gewohnheit, der alles Schöne gleichgültig wird, benennen damit jene lieblichen hesperischen Aepfel, wodurch der schlaue Hippomenes Atalanten besiegte.

Engländer, Franzosen und Deutsche bevölkern die Landhäuser um Nizza; ein jedes Landhaus ist eine Kolonie. Aus allen Weltgegenden flüchtet man sich hieher vor dem Winter, und Nizza ist in dieser Jahrszeit ein Treibhaus, in welchem man die zarten Pflanzen der Menschengattung aufbewahrt.

Hier währt der Winter nie länger als zwey Monate, und auch dann ist er nicht strenge. Der Nordwind stößt jedoch von Zeit zu Zeit von dem Gebirg herab, und verleidet den Kranken den Genuß des Frühlings und Herbstes, ja sogar des Sommers.

Herr Thomas hat durch seinen hiesigen Aufenthalt so viel gewonnen, daß er täglich vier oder fünf Stunden leben, das ist: denken und lesen kann. Der Nachruhm liegt ihm zu sehr am Herzen. Seit dreyßig Jahren

arbeitet er schon Tag und Nacht an seinem Denkmal.

Ich habe mit einigen Engländerinnen Bekanntschaft gemacht. Sie sind interessant, reizend sogar: bey ihrer Ankunft welkten sie hin; in der Luft von Nizza blühen sie wieder. Selbst bey Winkelmann, so streng und unbillig er die Bildung der Engländerinnen verurtheilt, hätte ein Gesicht wie Mistreß B. . . . unfehlbar Gnade gefunden; doch Mistreß B. . . . vereinigt auch die Rosen Frankreichs mit Englands Lilien, das Einnehmende ihrer Landsmänninnen mit den Reizen der unsrigen. Bey ihr vergißt man beynah das ganze Geschlecht, und wenn ich Nizza vergesse, so ist es ihre Schuld.

Fünfter Brief.

Nizza.

Gestern führte man mich in ein finsteres Gäßchen, und in eins der ärmlichsten Häuser. Ich mußte fünf Treppen hoch steigen und fand ein kleines Männchen in einem grauen, abgetragenen Rock und einer Beutelperücke. Er mochte funfzig Jahre alt seyn, war dabey aber lebhaft, lustig, voll Geberdenspiel, und — erster Präsident im Rath zu Nizza.

Dieser erste Präsident, den man den Grafen von * * * titulirt, ist ein Mann von Verstand, ein Mann der Kenntnisse besitzt. Was wollt Ihr mehr? Er bewundert den Montesquieu und glaubt im Ernste, daß die Gesetzgebung in seinem Lande nichts taugt. Wie viele Magistratspersonen in einem gewissen europäischen Staate sind eines solchen Geständnisses fähig?

Die Polizey wird hierzulande dem Militair anvertraut. Der französische Consul ist

es sehr wohl, der Viceconsul sehr übel zufrieden. Jener ist auch Consul, und dieser Viceconsul.

Der Buchhandel steht unter dem Erzbischoff; da läßt sich eine artige Censurfreyheit erwarten. Boileau's Werke darf man nicht öffentlich verkaufen.

In Nizza weis man nichts von guten Sitten, und kaum etwas von Religion, aber desto mehr von Andacht oder Heucheley.

Unsere Abreise war auf heute Morgen festgesetzt; allein in der Nacht hat es geschneyt, der Wind ist contrair, und wir müssen bleiben. Es hielt aber nicht schwer uns zu trösten; wir speiseten zu Mittag bey Herrn Thomas und brachten den Tag vergnügt bey ihm zu.

Die Zeit ist uns zu kurz geworden. Herr Thomas war allerliebst. Zuerst gieng es über unsere schönen Geister her, über unsere berühmten Männer, über unsere wirklichen und anmaßlichen Denker. Beym Nachtisch sprachen wir von Italien, vom Frauenzimmer und vom Frühling, und Herr Thomas war so gütig, die Nachwelt eine kleine Zeitlang zu vergessen. Er bat uns wegen des heut ge-

fallenen Schnees um Verzeihung. Ein Zufall von der Art, ist im hiesigen Himmelsstrich wirklich etwas ungewöhnliches. Es ward gelacht, getrunken, erzält, und es war uns leid, daß wir endlich scheiden mußten.

Ein gewisser Herr von R. . . . speißte mit uns. Er kommt alle Winter nach Nizza, und den Ueberrest des Jahrs schwärmt er im übrigen Europa umher. Er hat einen fürchterlichen asthmatischen Husten, wobey ihm doch der Aufenthalt in Nizza Linderung verschafft. Um mich eines Ausdrucks der Sevigné zu bedienen, es hat mir in seiner Brust weh gethan. Ueber diese Sympathien und Antipathien, dieses Anziehen und Zurückstoßen empfindender Wesen, wodurch sie einander Schmerz oder Vergnügen mittheilen, hat man noch nicht genug nachgedacht. Smith hat Bahn gebrochen, aber den Gegenstand nicht erschöpft; hätte er doch nur an meiner Stelle das Asthma des Herrn von R. . . . gefühlt!

Anfänglich kam mir Herr von R. . . . nichts weniger als geistreich vor. Aber im Gespräch fieng er Feuer; seine Geisteskräfte

nahmen einen höhern Schwung und er war nun wirklich ein Mann von Geist. Wenn es gar keinen Wind an der Küste giebt, findet man ihn doch öfters auf einer gewissen Höhe in offener See.

Sechster Brief.

Monaco.

Da schwimmen wir nun, und folgen der Küste, dem wilden, schroffen Felsenrand des prachtvollen Italien.

Dort liegt das Fürstenthum Monaco. Besuchen müssen wir's, denn man muß niemand verachten. Schon landen wir im Haven; drey Fischerkähne und ein holländisches Fahrzeug füllen ihn an.

Zwey oder drey Straßen auf einer senkrechten Felswand; achthundert arme Teufel, die dort verhungern; ein verfallenes Schloß; ein Bataillon französische Soldaten; etliche Orangen-, Oel- und Maulbeerbäume, ziemlich dünngesäet auf ein paar Morgen urbaren Lands, das eben so kümmerlich die Felsen bedeckt: dies ist mit wenigen Strichen das Bild von Monaco.

Das Elend hat daselbst den äussersten Grad erreicht. Der Commandant des französischen

Bataillons, der sich seit zwanzig Monaten dort aufhält, weinte fast vor Freuden, als er uns erblickte. „Hätte ich doch nur ein „Huhn," sagte er, „auf den Knieen würde „ich Sie bitten es mit mir zu verzehren."

Der Selbstherrscher von Monaco hat einen Hofstaat; er hat eine Leibwache, zwanzig Mann an der Zahl; zwanzig Bauren, versteht sich; er hat vier Kammerherren, es sind ehrbare Stadtbürger. So oft er sich nach Monaco begiebt, setzt er den Fuß nicht eher in das Schloß, bis er mit seinem ganzen Hofstaat und allen seinen Unterthanen in einer kleinen Kapelle, dem Himmel für seine beglückte Ankunft Dank geopfert hat.

Im Schlosse giebt es auch Inschriften. Zur Probe gleich die erste, über einer Pforte, die der Thorfahrt in einem Wirthshause ähnlich ist:

Cryptoporticum hanc etsi tot regum, imperatorum et summorum pontificum ingressu decoratam, tamen tantae molis vastitate angustam ampliavit, illustravit, exornavit -------- anno salutis 1623.

Mehr könnte man nicht über das Thor des Kapitols schreiben.

Bey dem Eintritt in Monaco, forderte uns ein Mensch unsere Namen ab, der in einer Bude saß und eben ein paar Schuhe versohlte; es war der Commandant des Havens.

Uebrigens ist der Fürst von Monaco ein guter Herr, denn er wird geliebt. Was kann er dafür, daß sein Ländchen so klein ist?

Siebender Brief.

Genua.

Ich komme aus den Pallästen von Brignolet, Sera und Chiagera, und bin geblendet, betäubt, entzückt, — was weis ich, was ich bin? Vor meinen Augen funkelt Gold, Marmor, Krystall, Porphyr, Basalt und Alabaster in dorischen, ionischen, korintischen Säulen, Pfeilern, Kapitälern, Verzierungen aller Art und Gestalt. Meiner Phantasie schweben allerley abgerissene Theile von zahllosen Gemälden vor; da sind Köpfe, Arme, Füße, Leiber und Leichname, Greise und Mädchen, Cytheren und Madonnen; hier die Thräne der Wehmuth im Aug' eines ehrwürdigen Alten; dort süsses Lächeln auf den Lippen eines holden sechszehnjährigen Mädchens, — das erste, unentweihte Lächeln, welches diesen Lippen entsproßt.

Mitten unter so vielen Bruchstücken giebt es auch einige ganze Gemälde; unter andern

ein Stück von Paul Veronese; Judith, die eben den Holofernes enthauptet hat. Ihre Magd, eine Negerin, kontrastirt herrlich mit ihr. In den Zügen, in der ganzen Stellung der Jüdin kämpft die Natur mit dem Fanatismus. Sie wagt es nicht, das Haupt anzublicken, welches sie mit zitternder Hand noch hält. Die Magd ist nicht von der Schwärmerey ihrer Gebieterin angesteckt; sie sieht den Kopf und das Verbrechen, und fährt grausend zurück. Den Holofernes umschweben die Schatten des Todes.

Das Auge ruht sanfter auf dieser Himmelfahrt der Jungfrau, von Guido Reni. Das ist warlich eine Jungfrau! So müssen Engel aussehen! Das heißt, sich in den Himmel erheben! Mitten in den Lüften geben sich Chöre von Engeln die Hand, wo einer immer schöner als der andre ist. Der Jungfrau himmelan zu folgen, ist ihnen leichte Mühe; sie schweben aufwärts ohne Anstrengung: wir andere Sterblichen stürzten zur Erde hinab. Reinigkeit thront auf der göttlichen Stirne der Jungfrau. Dieser Blick durchdringt die Himmel und ruht an der Brust des ihrer har-

renden Gottes; dieser Blick schwimmt in Himmelsseligkeit! In seinen Engeln hat der Künstler alle Stufen des jugendlichen Alters abgebildet; den kleinsten reichen die älteren die Hand, und helfen ihnen nach. Die kleinen lächeln die Jungfrau an, die grössern lächeln einander zu; denn groß ist ihr Gewinn; hinfort lieben sie noch mehr als zuvor! O der himmlischen Phantasie, die solch ein Gemälde sich schuf!

Doch was seh' ich? Ein Weib aufs Bett hingestreckt, ohne andern Schleyer als den Tod? Tod ist in den Füßen, Tod in den Beinen, entlangs den Armen Tod! Auf der blassen Stirne verlischt eine Spur von Schönheit, Liebe und Schmerz. Bist Du's, Kleopatra? Berufene Reize! denen Anton so lange huldigte, die Cäsarn einen Augenblick verführten, und den Weltkreis mit den Waffen Roms in die Wette verheerten, ihr seyd dahin; ihr war't einst Kleopatra; euer nächster Augenblick ist Verwesung!

Ich erinnere mich noch einiger anderer Stücke. Ein Christus, dessen Wundermale Thomas berührt. Ein auferstehender La-

zarus. Ein Jacob, dem man seines Josephs blutiges Gewand überreicht. Keine Sprache besitzt Worte, um so etwas nachzumalen.

Meine Augen bedürfen aber des Schlafs; die Bewunderung hat sie völlig erschöpft.

Achter Brief.

Genua.

Es ist früh um sechs Uhr. Meine Phantasie erwacht im Pallaste Sera oder vielmehr im Sonnentempel. Ich schließe unwillkührlich meine Augenlieder. Wer kann diesen Glanz ertragen, wer kann ihn beschreiben? Der Saal des Pallasts schimmert wie die Natur, wenn man sie durch ein Prisma betrachtet. Bey diesen Spiegeln, diesem Pflaster, diesen Säulen, bey dem verschwendeten Golde, Lasur, Marmor und Porphyr, ist Pracht der einzige passende Ausdruck.

Wollt Ihr die schönste Straße in der Welt sehen? Seht die neue Straße in Genua. Zwey lange Reihen von Pallästen auf einem Lavapflaster wetteifern hier miteinander um den Vorzug und prangen mit ihrer Höhe, mit ihrem Umfang, mit allem Schmuck der Baukunst, Hallen, Facciaten, glänzenden Säulengängen von weissem, schwarzem, tau-

sendfärbigem Stucco. Ihr wähnt nur ein Gemälde zu sehen, und es ist in der That ein hingezauberter Pallast.

Die Häuser von Genua sind von ansehnlicher Höhe, die Straßen hingegen so enge, daß die Sonne sie nie bescheint. Genua, möchte man glauben, ist nur für eine Jahrszeit gebaut, eine Stadt blos für den Sommer.

Die Besitzer dieser kostbaren Palläste, meistens Senatoren und Edle, kennen selbst nicht die Schönheiten ihres Eigenthums, oder erfahren sie erst von staunenden Fremden und aus dem Munde der prahlenden Ruhmgöttin. Neben jenen Sälen, ja in den Sälen selbst, wo die Farben eines Titian, Rubens, Vandyk und Veronese spielen, dort stellen diese edlen Genueser täglich die plumpste Arbeit des dünnesten Pinsels auf. Sie bewohnen nicht einmal diese reichen Zimmer, sondern irgend ein Dachstübchen, und sind gleichsam nur die Hausvögte ihres eigenen Pallasts. In den Hallen endlich, unter den Säulengängen und Thoren von Marmor, wimmelt es täglich von Bettlern. Haben die Künste nur dazu den Boden mit spiegelglattem Porphyr und

Granit belegt, daß diese Elenden ihr Ungeziefer drauf zertreten könnten?

Ich bin eben im Pallast des Doge gewesen, wo der Senat seine Sitzungen hält, und von wannen er auf fünfmalhunderttausend Unterthanen den Geist seiner Verfassung, seiner Gesetze, seiner Politik, mit Einem Worte, seines Geizes haucht. Beym Eintritt in den Vorhof verliert man sich in Erstaunen. Die Marmorsäulen und die Statuen von Marmor, welche die Facciate schmücken, gewähren einen entzückenden Anblick. Man kommt zuerst in den Saal des kleineren Raths; hier erblickt man alles was die Baukunst zierliches hat; der große Versammlungssaal hingegen ist das Meisterstück der architektonischen Pracht. Zwischen unzäligen Säulen stehen hier die Statuen der großen Männer, welche die Republik hervorgebracht hat. Ihrem Verdienst oder ihrem Glücke bringt die Nachwelt hier das schuldige Opfer dar, einen Blick, der ihr Andenken erneuert. Mitten unter allen diesen Edlen befindet sich auch der Marschall von Richelieu.

Ein Brand verzehrte im Jahr 1773 diese Denkmäler und eine große Gemäldesammlung

von den berühmtesten Meistern. Der Bau steht wieder da, die Gemälde aber sind auf ewig dahin. Architekten und Bildhauer hat man noch finden können, aber keinen Maler mehr.

Aus dem Pallast des Doge begab ich mich in einen andern prachtvollen Pallast; durch eine lange Kolonnade gieng ich auf Marmor von allen Farben an ein großes Portal; es that sich auf, und ich war in einem Krankenhause.

Es enthält zwölfhundert Kranke in verschiedenen Sälen; in einem die Mannspersonen, im andern die Weiber; hier die Verwundeten, dort die Fieberkranken. Mich dünkte, ich säh den Tod einhergehen mitten unter diesen zwölfhundert Siechen, und auf gerathewol bald links bald rechts die unsichtbare Sense schwingen. Ich sah einen Menschen verscheiden.

Um das Bett der Kranken her stehen ihre gerührten Angehörigen, die sie trösten und ihnen Linderung verschaffen; hier pflegt die Mutter ihre Tochter; der Mann die theure Gattinn. Dem Sterbenden wird der letzte

Trost gegönnt, daß werthe, liebe Hände seine Augen schließen.

Es herrscht in diesem Hospital die vortreflichste Ordnung, die vollkommenste Reinlichkeit und die äusserste Sorgfalt. Die Kranken genesen.

In den Sälen stehen die Bildsäulen aller Wohlthäter des Hospitals. Wer ein dankbares Herz hat, kann also, wenn es seine wiederkehrenden Kräfte gestatten, die reine Wollust genießen die Füsse seiner Schutzengel mit Thränen zu netzen.

Ich weiß nicht, welchen Namen ich dem Vergnügen geben soll, welches mich in dieser Wohnung des Jammers festzuhalten schien.

Neunter Brief.

Genua.

Ich habe den sogenannten Freyhaven besucht. Es ist eine Niederlage, wo man allerley Kaufmannswaare abladet, welche zur See nach Genua kommt. Wie sie da unter einander liegen, die Grünspanklumpen, die Zuckerfässer, die Marmorblöcke, die Caffeeballen, die Tücher, die Hölzer, die Produkte Asiens und die Produkte des Norden! Das ist ein Gewühl, eine Geschäftigkeit, ein Ueberfluß, über alle Begriffe. Aus jedem Ballen und aus jeder Waare saugt der öffentliche Schatz auf zwiefache Art seinen Lebenssaft. Mit einem Heber schöpft er zehn vom Hundert von allen Waaren die Genua verbraucht, und mit dem andern drey vom Hundert von durchgehenden Waaren. Zum Transport und zur Fortschaffung der Güter bedient man sich hier der Bergamasken, denen Genua ihre Kräfte und ihre Redlichkeit theuer bezahlt.

Vom Freyhaven gieng ich nach der Bank des heiligen Georg. Dort birgt man unter hundert Schlüsseln die Lösung jenes großen, furchtbaren Räthsels: ob die Bank Millionen reich, oder Millionen schuldig sey? Das Heil des Staats und zum Theil seine Reichthümer beruhen auf diesem Räthsel.

Was höre ich? In ganz Genua wäre nur eine Bäckerey und nur eine Schenke, unter Verwaltung und Aufsicht des Senats? „Nicht „anders; die Republik allein verkauft Brod, „Wein, Holz und Oel.“ Doch ohne Zweifel, um alles Murren zu verhüten, im niedrigsten Preise, und von jeder Art das Beste? „Die „Republik verkauft die schlechteste Waare zum „höchsten Preise, und das Murren kümmert „sie nicht.“ Wie erträgt aber das Volk diesen Alleinhandel? „Es bettelt stiehlt und mor- „det, es hat Hospitäler, und — leidet was „es kann.“ Wo will es denn endlich mit der Unterdrückung hinaus? „Das Maaß der Un- „terdrückung, die man ertragen kann, ist noch „nicht voll. Das Volk empört sich nicht, „wenn es ihm gefällt. Ein volles Glas fließt

„noch nicht über; ein Tropfe zuviel, dann „erst fließt es über.“

Den Tropfen zu viel zu verhüten, das ist also des Adels einzige Sorge. Seinem Geiz opfert er einen Theil seines Ansehens. Er hält über keine Verordnungen, läßt die meisten Verbrechen ungestraft, und erkauft das Stillschweigen der Schreyer. Dennoch glaubt man, jener Tropfe zu viel sey unausbleiblich; die Geduld des Volks geht zu Ende. Meynt Ihr, die edlen Genueser liessen sichs anfechten? Ihr Augenmerk ist Reichthum. Sehr oft verbitten sie sich Stellen im Senat, die das Glück ihnen darbietet; aber um den geringsten Posten bey der Verwaltung der Bank und der Hospitäler bewerben sie sich, dem Schicksal zum Trotz. Ihnen fehlt der mächtigste Antrieb guter Regenten; sie haben kein Land, sie sind Kaufleute.

Ich gieng in die öffentliche Bäckerey, ein sehr weitläuftiges Gebäude. Hier ist das Brod der Reichen, dort das Brod der weit zahlreicheren Armen. Ueberall sind doch die Armen eine Mittelgattung zwischen den Reichen und

den Thieren, und wie nahe gränzen sie nicht an die Thierheit?

Ich kostete das Brod für die Armen. Wie sind die Thiere so glücklich!

Bey der Stimmung, welche ich mit aus diesem Hause nahm, verloren alle Schönheiten, alle Reichthümer des Pallasts von Durazzo ihren Reiz für mich.

Die Augen, welche Menschenelend sahen, verwundet der Anblick der Pracht und Ueppigkeit.

Zehnter Brief.

Genua.

Ich bin zum zweytenmal im Pallast Durazzo gewesen. Von allen Gemälden, die man dort bewundert, sind mir nur vier im Gedächtnis geblieben.

Eins ist ein alter Mann von Rembrandt. Wahrheit, Wirkung, Licht und Schatten sind bewundernswürdig. Ich hätte ihn anreden mögen.

Hat Paul Veronese dabey gestanden, als Magdalena sich dem Heyland zu Füßen warf? Jesus mußte diese Stellung, diesen Adel in den Zügen, diese Milde, diesen Blick haben, der an Rührung gränzt. Magdalene ist so schön, so einnehmend zumal, und, in Wahrheit, so tief gerührt! In allen Zügen herrscht ein bewundernswürdiger Ausdruck. Das Licht sammelt sich in einem Punkt, von dem es seine Strahlen wieder nach allen Gegenden verbreitet, und über die Leinwand ist Luft hingehaucht.

Die meisten Maler sind nur Versmacher, und keine Dichter.

Tasso zeigte uns Orinden und Sophronien „an Einen Marterpfahl gebunden,“ der Flammen harrend, die den Holzstoß zünden sollen. Tasso war ein Dichter! Aber was ist dieser Maler, der ihn copiren will? Ich höre nicht Orindo's Klage, sehe nicht Sophroniens Ergebung; das Volk ist nicht gerührt, und der Tyrann nicht aufgebracht.

Ich lese den Tasso nach. Da sind sie! da ist die wahre Sophronia! Sie spricht mit ihrem Orindo: warum klagst du, mein Freund? siehe an den Himmel, wie er so schön ist! sieh die Sonne; sie scheint uns zu sich zu rufen, sie tröstet uns.

Von dem allem sagt das Gemälde nichts; es ist stumm.

Elfter Brief.

Genua.

Ich kann sagen, nun habe ich auch den Seneka sterben gesehen. Er stirbt auf diesem Gemälde. Die mittelste Figur, halb entkleidet, wie ein Mensch, der seinen Leib den Elementen wiedergiebt und nicht mehr gegen sie schützt, hält die Füße im Bade und läßt das Blut strömen: das ist Seneka. Rechts, etwas tiefer, sitzt in einiger Entfernung ein Schreiber, der geschrieben hat und inne hält; links, zwey andere Schreiber; sie halten ebenfalls inne. Auf eben der Linie, so hoch als Seneka, steht ein Mensch in einer dunkeln Ecke; jetzt erkenn' ich ihn; es ist ein Soldat. In der andern Ecke, aber im Lichte, seh ich einen alten Senator. Betrachten wir nunmehr, was vorgeht. Der ehrwürdige Alte diktirt, in Erwartung des Todes, die Gedanken, die vor seinem innern Sinn vorübergehen. Der Tod hemmt ihren Gang. Der Arm ist

eiskalt, das Blut will nicht mehr fließen, der Leib erstarrt, das Haupt schwankt, und der Blick, der einen Gedanken erspähte, strebt umsonst ihn festzuhalten, und will erlöschen. Jeder von den Schreibern, mit einem andern Ausdruck von Theilnehmung, Aufmerksamkeit und Besorgnis, jeder mit der Feder in der Hand, blickt unverwandt auf die Lippen des Weisen, die noch ein Wort beginnen. Nur noch eine Bewegung, und es ist ausgesprochen; umsonst! der Tod drückt ihnen das Siegel auf. Mittlerweile zählt der Centurion an der Thür, mit Ungeduld die Augenblicke, bis zum letzten Hauch des Philosophen; schon hebt er den Fuß in die Höhe, denn Nero ists, der auf ihn wartet. Der alte Senator endlich, denkt an Nero, indem er Seneka's Tod erwägt.

Zwölfter Brief.

Genua.

Diesen Morgen besuchte ich die Galeeren. Die Kette bindet ohne Unterschied fünf verschiedene Klassen von unglücklichen Menschen; Missethäter, Schleichhändler, Ausreisser, von Korsaren gefangene Türken, und freywillige Rudersklaven.

Freywillige? Im Uebergang vom Hunger zum Tode lauert die Regierung dem Armen auf. Er sieht ein Geldstück schimmern, und die Galeere sieht er nicht; man wirbt ihn an. Nebeneinander sitzen Darbende und Verbrecher, und schleppen dieselbe Kette! Der Knecht der Republik und ihr Verräther theilen gleiche Quaal!

Die Grausamkeit der Genueser geht noch weiter. Gegen die Zeit, wenn die Dienstjahre um sind, wollen sie den Elenden Geld leihen. Wer unglücklich ist, brennt vor Begierde zu genießen; er lebt immer nur im

gegenwärtigen Augenblick. Das Anerbieten wird angenommen, und nach acht Tagen bleibt den Erbarmenswürdigen nur die Reue noch, und ihre Kette übrig. Um ihre Schuld zu tilgen, verkaufen sie zum zweytenmal acht Lebensjahre dem Staat. Zwischen dem Handgeld und dem Darlehn zerrinnt wechselsweise ihr Daseyn auf den Galeeren; sie sind hinabgestossen auf die unterste Stufe des Elends und der Schande, um dort auch zu verschmachten.

Wir bemerkten unter diesen Unglücklichen einen Franzosen; es war ein junger Bursche. Er erzälte uns seine Geschichte, und vergoß einige Thränen. Wir schenkten ihm eine Kleinigkeit, und seine Thränen flossen stärker. O laßt uns forteilen aus diesen Regionen des Jammers, wo man bedauert, ohne helfen zu können! Dies ist die Gränze, jenseits welcher das Mitleid zwecklos ist!

Aber was ist das für ein Gefängniß dort in jener Ecke, sagt' ich meinem Führer? Wie niedrig, wie dunkel, wie feucht! und auch noch durch einen Queerschlag abgetheilt! Ich bitte Dich, was für Thiere liegen auf dem Queerschlag und auf der Erde? Sie können

ja kaum kriechen. Scheußliche Köpfe mit langem straubigem Haar ragen unter der Decke hervor. Wie stier und wild ist ihr Blick! Essen sie sonst nichts als dieses schwarze, harte Brod? „Freylich nicht.“ Trinken sie nur dieses schlammigte Wasser? „Das versteht „sich.“ Bleiben sie immer so liegen? „Ja.“ Wie lange sind sie denn hier? „Seit zwanzig „Jahren.“ Wie alt sind sie? „Siebenzig „Jahre.“ Wie heissen sie? „Türken.“

Diese unglücklichen Türken haben die Menschheit abgelegt, und kennen nur noch die Bedürfnisse des Körpers. Ihr Aufenthalt ist ein Grab, wo sie allmälig ihren geringen Ideenvorrath, den die Natur und ihre Heimath ihnen mitgetheilt hatten, einbüßen mußten.

Die übrigen Türken, die noch unter sechzig Jahren sind, liegen ebenfalls an Ketten, in kleinen Vertiefungen, die man von sechs zu sechs Fuß in einer langen Mauer angebracht hat. Kaum haben sie Raum zu sitzen oder sich auszustrecken; sie schnappen dort ein wenig Luft, die man ihnen noch vergönnt, oder nur nicht nehmen mag.

Die Genueser geben gleichwol das Beyspiel einer Toleranz, die man kaum von ihnen erwarten sollte. Sie gestatten den Türken eine Moschee — und in Frankreich haben die Protestanten noch keine Kirche.

Ein Zug, und das Gemälde der Galeeren ist fertig. Von Bank zu Bank sah ich einen Ueberrest von Nahrungsmitteln verkaufen, den die Hunde in den Straßen hatten liegen lassen. Mit den Augen verschlangen es die Elenden, zankten sich drum, und entwendeten es einer dem andern.

Genua! Deine Palläste sind weder hoch noch weitläuftig, weder zahlreich noch glänzend genug; denn man sieht deine Galeeren!

Dreyzehnter Brief.

Genua.

Von dem vormaligen Doge L. . . müßt Ihr mich erzählen lassen.

Herr L. . . ist ein liebenswürdiger, und zugleich ein ehrwürdiger Greis. Nachdem er so viele Länder gesehen, so viele Bücher gelesen hat, so oft in den verschiedenen Aemtern der Republik mit dem Eigennutz, den Leidenschaften, den Schwachheiten, ja dem ganzen Wesen des Menschen vertraut geworden ist, bleibt ihm von dem Nobile, dem Exdogen, dem Senator, nur der Mensch noch übrig.

Der Sorge für den Ruhm entzieht er manchen Augenblick, um ihn der Natur in seinen reizenden Gärten zu Poggi zu schenken. Dort fließt sein Leben so sanft auf den Rasen, wie das Wasser, welches sie netzt, und welches Tag und Nacht seinen schönen Springbrunnen entquillt.

Die Fremden, die ihn zu Poggi besuchen, auch diejenigen, die nur Poggi sehen wollen,

bewirthet er auf die gefälligste Art. Er öfnet ihnen alles, sein Herz und seinen Geist, wie seine Gärten. Er ist einfach und von edlen Sitten, wie ein Mann, der sich nie selbst erhebt, und gleichwohl immer emporgerufen ward. Empfängt er jemanden, so geschieht es auf die ungezwungenste Weise. Im ersten Augenblick hat man sich mit seinem Ruf abgefunden, um ganz ihn selbst zu geniessen.

Seine Unterhaltung ist oft gerade was man wünscht, und allemal so gestimmt, daß man mitsprechen kann; er versteht die Kunst sich selbst zu vergessen, und denkt sich immer an des andern Stelle. Seine Lieblingsgegenstände sind jedoch die Künste und Wissenschaften, denen er sein ganzes Leben hindurch gehuldigt, die ihn erst zum Ruhme geführt, und dann auch wieder über seine Richtigkeit getröstet haben. Sein Ohr bewahrt den Nachklang der schönsten Gedichte aus allen Sprachen noch auf; in seiner Phantasie schweben die lieblichsten Traumgestalten der Dichtkunst. Er führt Autoren an, doch ungesucht; die Blitze seines Geistes sind natürliche Ausströmungen; seine Reflexionen scheinen sinnreich

und sind tiefsinnig. So funkelt es nun unaufhörlich in seinen Unterredungen, worin er die ernsten Gedanken des grauen Alters verwebt.

Herr L. . . erträgt den Widerspruch; wer gegen seine Meynungen anstößt, beleidigt seine Eigenliebe doch nicht. Herr L. . . verachtet keinen Menschen; wo er mit seinem Verstand aufs Reine ist, zweifelt er noch am allgemeinen Menschenverstande. Man darf ihm Fragen dreist vorlegen, er antwortet drauf; denn er hat nicht vergessen, daß er all sein Wissen erlernte; jedem giebt er Wahrheit, ohne Rückhalt und ohne Gepränge.

Er ist sich immer gleich, in der Stadt wie auf dem Lande; im Senat, wenn er ein Gesetz giebt, wie in seinem Wäldchen, wenn er eine Staude hinzupflanzt.

Die schönen Gärten zu Poggi gleichen nicht jenen symmetrischen Gärten, die der Hochmuth bestellt und die Baukunst ausgeführt hat; nicht jenen Gärten, wo unter der einförmigen, despotischen Zucht der Scheere, des Rechens und der Schnur, jedes Beet nur eine Blume, jeder Gang nur einen Baum, jeder

offne Platz nur einen Weg, und alles nur eine Masse darstellt; nicht jenen Gärten, wo das Wasser in ungeheuren Becken zum ewigen Schlaf und zum Schweigen verurtheilt ist; nicht jenen Gärten endlich, die, so groß ihr Umfang ist, nur für eine Stunde, einen Gang von hundert Schritten und einen flüchtigen Blick gemacht worden sind.

Statt dessen hat der Genius dieser Gärten alles hingezaubert, was Kenntnis und Liebe der schönen Natur ihm eingeben können, um das Auge, die Phantasie und das Herz zugleich, durch zarte Rosenbetten, durch Wasser und Erde, durch Blumen und alle Schattirungen von Grün im mannichfaltigen Sonnenstral zu entzücken.

Der Umfang dieser Gärten ist unbeträchtlich; die Kunst besteht darin, ihn nicht auf einmal darzulegen, sondern vielmehr so haushälterisch zu verheelen, daß jeder Schritt neue Räume, jeder Blick neue Gegenstände findet, bey denen sich die Seele in süßen Träumereyen wiegt. Es giebt keine Blume im Garten, die nicht einen Schauplatz hätte, wo sie glänzen soll; kein Tröpfchen Wassers, das nicht

sein Daseyn durch Bewegung und Geräusch verkünde; keinen Baum, der nicht ins Auge falle, und gleichwol keinen einzigen, der sich aufzudringen schiene. Die Hütte dort, diese Grotte, jene Heerden in der Ferne und so manchen andern Gegenstand, den man von ungefähr erblickt, hat die Phantasie, die hier alles ordnete, mit Vorbedacht dahingestellt. Mitten in einem Garten das täuschende Bild der ländlichen Natur! Wer könnte ie des Umherwandelns hier müde werden?

Zwar herrscht in diesen Gärten vorzüglich das ernste, dunkle Grün, welches die ekle Wahl der andern Jahrszeiten dem Winter übrig ließ, das Grün der Kiefern und Tannen, der Lärchen, Cypressen und immergrünenden Eichen. Doch der Ernst dieses winterlichen Waldes gattet sich mit dem lachenden Farbenspiel der Frühlingsstauden, mit dem glühenden Laube des Herbstgebüsches und der stolzen Pracht der schattenreichen Bäume des Sommers; die Nachbarschaft der Lilas, der Linden und Platanen erheitert jene melancholische Schatten. Unsere Blicke ruhen sanft, und keine Wolken trüben unsere Phantasie in

diesem ehrwürdigen Hayn, der seinem Besitzer ähnlich ist. Gedanken und Gefühle des Alters sind der Grundton, auf welchem noch zerstreute Erinnerungen der Vorzeit, wie holde Frühlingsblüthen in voller Lieblichkeit glänzen.

Herr L. ist der Schöpfer dieser Gärten und in ihrem reizenden Schooße ward ihm das Glück des Weisen, sich selbst zu besitzen. Voll seltenen Muths entäusserte er sich, bey herannahendem Alter einer jeden Leidenschaft, und selbst der Ruhmbegierde: das einzige, was er für sich behielt, war Menschenliebe.

Jetzt umringt ihn in seinem Pallaste das Landvolk; Unglückliche waren es, die hineintraten, sie kommen glücklich wieder heraus. Jetzt irrt er umher auf dem grünen Teppich seiner Gärten, unter dem Chor seiner Waldsänger, oder wenn durch die Stille des einsamen Hayns der Sturz seiner Bäche rauscht. Hier genießt er einen schönen Frühlingsmorgen, einen stillen, lauen Sommerabend, eine heitere Stunde des Winters.

Oft sitzt er ganz allein in einem kleinen Marmortempel, den das Gebüsch verbirgt,

und mitten durch die belaubten Aeste und zwischen den Säulen hin, betrachtet er tiefnachsinnend das Meer vom Sturm zerwühlt, und Genuas Senat eine Beute der Habsucht.

So lebt der Weise, am Abend seiner Tage.

Vierzehnter Brief.

Genua.

Dem Denkenden und Gefühlvollen bietet das prächtige Hospital der Unheilbaren ein großes Schauspiel dar.

Also, von diesen neunhundert Unglückseligen, die an ihr Schmerzenlager gleichsam angekettet sind, wird keiner je genesen?

Werden diese Greise noch länger leben, diese Kinder immerfort leiden?

Es ergriff mich ein Schauder, als ich durch die Gemächer, und in der Stille dieses Pallasts der Leiden umhergieng.

Von einem Ende eines Saals zum andern hörte ich ein langsames Regen, und vernahm einen Seufzer.

Welches Auge könnte diesen Haufen unheilbarer Kranken von jedem Alter und Geschlecht durchirren, ohne Thränen zu vergießen bey dem Gedanken, daß sie die Märtyrer des Lebens sind?

Neben diesen Unglücklichen, die ihre Gesundheit verloren haben, sieht man in einem benachbarten Saal die Unglücklichen, die den Verstand verloren haben. Hieher sammelt sich also der Auswurf aller Art, von Menschen, die der Natur in der Form misglückten!

Dieses Hospital, sagt man, wird nicht so gewissenhaft verwaltet wie die übrigen; das macht, die Plagen womit ein jeder hier behaftet ist, bleiben ihm ewig, und das Mitleid ist unbeständig. Selbst das Mitleid verlangt immer neue Gegenstände, denn um das ganze Herz des Menschen ist es nur ein leichtes, flatterhaftes Ding.

Was höre ich? was sehe ich? Der Doge und der Senat werden nächsten Sonntag dieses Hospital besuchen; und schon ist man geschäftig, die Betten zu säubern, die Säle auszuräuchern, die Wände zu schmücken? Man bereitet ihrem Anblick eine schändliche Lüge. Ihr Könige! so zeigt man Euch eure Länder, wenn Ihr sie durchreist!

Funfzehnter Brief.

Genua.

O welch ein liebliches Gemälde!

In der Mitte eines Thals, wo Felsen mit Gesträuch bewachsen, ringsum die Aussicht begränzen, seh ich an einem Sommerabend, und am Rand einer Quelle, einen Hirten und zwo Hirtinnen, im Schatten einer Weide sitzen. Der Hirte bläst die Flöte, und mit einer Rose in der Hand blickt ihn die eine Hirtin an, und hört ihm zu. Schon streckt sie ihm die Hand entgegen, um ihm die Blume zu reichen. In ihren Blicken streitet die Ungeduld über dem zögernden Schluß des Flötenspiels, mit der Lust ihn länger anzuhören. Ihre etwas jüngere Gespielin, sieht und hört den Schäfer nicht. Ihr Auge blickt starr in die Quelle; sie ist im Nachsinnen vertieft. . . . . Nicht weit davon spielt eine Gruppe von kleinen Kindern mit Lämmern, und umwindet sie mit Blumenkränzen.

Ist das nicht eine von Geßners Idyllen? Im gnidischen Tempel sollte man dieses Gemälde finden, nicht in einem genuesischen Pallast. Montesquieu, nicht ich, hätt' es Euch copiren müssen. Es ist vom Alban.

Sechszehnter Brief.

Genua.

Die Einwohner von Genua theilt man füglich in drey Klassen; die Edlen, ungefähr zweytausend an der Zahl; die Bürger, Kaufleute, Handwerker, Advokaten und Priester, als die eigentliche Volksmaße; und endlich die mancherley Arten von Bettlern, oder die Hefen des Volks.

Ehedem gab es unter dem genuesischen Adel mehrere Klassen; allein diese Unterschiede verschmelzen sich.

Den Adel, oder vielmehr seine Vorrechte kann man an sich kaufen. Man zahlt etwa zehntausend Livres, und läßt dafür seinen Namen in ein gewisses Verzeichnis, das sogenannte goldne Buch, eintragen. Der alte Adel hat seiner Sicherheit dieses Opfer bringen müssen, und findet es weit rathsamer, reichgewordene Bürger in den Adelstand zu erheben, wo sie ihm noch immer verächtlich

bleiben, und nicht länger furchtbar sind, als sie länger unter der Bürgerschaft zu lassen, wo es unmöglich wird, sie länger zu verachten, und wo man anfangen muß sie zu fürchten.

Das Gold lieben, schätzen und fürchten die Genueser so sehr, daß sie sogar ihre Staatssekretaire nicht eher zur Vergeltung ihrer Dienste adeln, als bis sie ein großes Vermögen erworben haben.

Man hat indessen Beyspiele, daß diese Staatssekretaire der Republik, als tugendhafte Männer gedient haben, und arm entlassen worden sind. Kein Stand schließt die Tugend aus.

Die Nobili von Genua sind unermeßlich reich; einige haben eine Million jährlicher Einkünfte. Ihr Aufwand besteht in Bedienten, Pferden und Mönchen. Einige geben den Armen reichlich, aber nur den Bettelnden. Diese unüberlegte Freygebigkeit macht den Staat nur immer ärmer. Es ist, als ob sie sagten: es blühe die Betteley!

Daher giebt es auch keinen Bettler in Genua, der nicht sicher drauf rechnen könnte,

täglich zu essen und zu trinken zu bekommen. Der Handwerker kann nicht so sicher darauf rechnen.

Die Ohnmacht des Staats ist sichtbar. Die Einkünfte oder Abgaben betragen nicht über 2,800,000 Livres. Wenn diese Summe durch unzälige Hände gegangen und zuletzt in den öffentlichen Schatz gefallen ist, bleibt wenig genug für die Bedürfnisse des Staats übrig.

Die Kriegsmacht zählt kaum zweytausend Mann; die Festungen und die Galeeren können nicht gerechnet werden.

Die unsichtbare Macht des öffentlichen Vertrauens, die oft die Stelle aller andern Staatskräfte vertritt, und früher oder später sie alle besiegt, ist hier vernichtet. Das Herz gehorcht nicht mehr.

Welch eine Gesetzgebung, wo der Adel fast alle Gesetze macht! Der ganze Codex ist größtentheils nur das Verzeichnis seiner Vorrechte.

Nicht genug, daß jene Triebfedern des Staats so schwach sind; sie werden auch noch schlecht administrirt.

Der Oberbefehl über die Kriegsmacht bleibt nur drey Monate lang in den Händen desselben Generals, und er commandirt mit fliegendem Haar, in kurzem Mantel, und schwarzem Rock.

Die gesetzgebende Macht ist zu sehr vertheilt, und bleibt ebenfalls nicht lange genug in einerley Händen. Ihre Ausübung erheischt die Zusammenstimmung zu vieler Willen; die Republik hat keinen Kopf, weil sie zu viel Häupter hat.

Im Senat sind die Gesetze fast jederzeit unzeitige Geburten; sie sind selten oder nie das Resultat einer langsamen und reifenden Ueberlegung. Kaum entworfen, legt man sie in die Urne, und die Hand des Ungefährs zieht sie hervor: das Ungefähr ist also der Gesetzgeber von Genua.

Die Macht, wodurch der Doge sich unterscheidet, bestehet darin, daß er nach Willkühr vorschlagen kann, worüber debattirt werden soll. Dieses Vorrecht giebt ihm Macht genug, wenn er Verstand genug besitzt, um Gebrauch davon zu machen; und in der That zuviel, wenn er kein rechtschaffener Mann ist.

Denn sein ist jeder Augenblick, wo der Senat schläft, und dieser ist einem träumenden Alten ähnlich.

Der Doge bekleidet seine Würde zwey Jahre lang, und darf während dieser Zeit, ohne einen Rathsschluß den Pallast nicht verlassen. Die Republik behandelt ihr Oberhaupt wie ihren Gefangenen.

Sobald die zwey Jahre verflossen sind, kehrt der Doge in seine eigene Wohnung zurück, woselbst er unter scharfer Aufsicht zehn Tage lang bleiben muß. Während dieses Zeitraums hat ein jeder Bürger das Recht ihn anzuklagen, und der Rath der Obersten (Supremi) untersucht seine Aufführung. Am zehnten Tage wird er freygesprochen. Diese ursprünglich weise Einrichtung ist gegenwärtig nur noch eine bloße Formalität.

Von dem Zeitverlust muß ich doch noch etwas sagen, den die Formalitäten bey Eröfnung einer jeden Senatsversammlung veranlassen. Einer von den Staatssekretairen lieset einen Eid ab, worauf alsdenn zwey volle Stunden lang ein Actuarius unaufhörlich

schreyt: veniant jurare! „man komme und „schwöre.“

Die Nobili kümmern sich so wenig um die öffentlichen Angelegenheiten, daß man sich sehr oft genöthigt sieht, um die zu einer Berathschlagung gesetzmäßig erforderliche Anzahl zusammenzubringen, sie durch Geldbußen dazu zu zwingen. Es ist ein Frohndienst, den man ihnen abnöthigen muß.

Siebzehnter Brief.

Genua.

Die Macht der Gerichtshöfe wird nicht besser als die übrigen verwaltet. Die Appellationen vermehren sich ins unendliche.

Die Tribunäle sind seltsam zusammengesetzt. Die Richter in der ersten Instanz sind Ausländer; die in der höchsten Instanz, Einheimische.

Die Urtheile des Senats gehen an ein Tribunal, welches das Tribunal der Obersten (Supremi) heißt.

Der Saal, wo der kleine Rath seine Sizzungen öffentlich hält, kann kaum zweyhundert Personen fassen. Die Sitzungen des grossen Raths sind geheim, in einem Saal wo zweytausend Menschen Platz hätten.

Die Advokaten lassen, wenn sie eine Sache vor Gericht behandeln, ganze Körbe voll Bücher, von denen sie glauben, daß sie sie brauchen könnten, in den Audienzsaal bringen,

und lesen dann ganze Stellen daraus vor. Diese Schaustellung ist nicht blos abgeschmackt, sondern spinnt den Proceß auch in die Länge. Der Sachwalter ist schon von Amtswegen wortreich; der italienische bey seiner fließenden Sprache noch mehr als jeder andere; kein Wunder, wenn man hierzulande nicht aufhören kann.

Die Advokaten reden sitzend, mithin in einer Stellung, welche die Beredsamkeit nicht begünstigt; allein es scheint auch nicht, daß sie nach diesem Ruhme trachten. Von denen, die ich angehört habe, sprach einer das Italienische ziemlich gut, der andere aber den Provinzialdialekt.

Fünf Richter saßen rund um einen Tisch, und der Präsident in der Mitte. Um zwölf Uhr Mittags standen sie auf; die sämmtlichen Zuhörer knieten nieder; selbst die Advokaten schwiegen; es ward der Angelus gebetet. Hierauf giengen einige von den Richtern auf einen Augenblick hinaus. Die Advokaten fuhren aber fort; sie lassen sich so wenig halten wie die Zeit.

— Die Stimmengebung geschieht vermittelst schwarzer und weisser Kugeln. Dadurch verzögern sich die Urtheile, und manche Ungerechtigkeit wird vertuscht.

Ich habe schon von der Unvollkommenheit der Civilgesetze gesprochen. Hier noch ein Beyspiel: Weder die Parteyen, noch die Zeugen unterschreiben die Instrumente, welche sie von einem Notar aufsetzen lassen, dergestalt, daß im Grunde die Notarien alle Contracte ganz in ihren Händen haben. Die Wechselmäkler besitzen ein noch unumschränkteres Vertrauen, sie bedürfen keiner Zeugen; schon ihr Wort ist ein Contract.

Achtzehnter Brief.

Genua.

In peinlichen Fällen wird die Sentenz mit Anführung der Ursach gefällt. Der Senat besitzt das Begnadigungsrecht, welches er dem Volke zugefallen fast immer ausübt. Der Pöbel nennt diese Impunität Freyheit, und der Adel nennt Unterdrückung Freyheit. Bey diesen zwey verschiedenen Arten frey zu seyn, haben sie einander am Ende nichts vorzuwerfen.

Auch um die Begnadigung wird vor Gericht gestritten, wie denn überhaupt alle Criminalsachen auf den nämlichen Fuß behandelt werden.

Todesurtheile sind ungewöhnlich selten. Seit sechs Jahren hat sich der Fall nur zweymal ereignet, und das zweytemal mußte das Volk selbst darum anhalten. Der Senat ließ sich das Urtheil abnöthigen. Zwey Monate lang behelligte man ihn mit Bittschriften und

Schmähschriften. Es fehlte nicht viel, so wäre der Verbrecher entwischt; diejenigen, die ihn zur Hinrichtung führten, ließen ihn laufen; allein das Volk setzte ihm nach, und zwang die Gerichtsdiener das Urtheil zu vollstrecken. Er hatte zehn Mordthaten begangen.

Beym Eingang in die Stadt sieht man in der Mauer eine Art Schandsteine, worauf das Urtheil gewisser Verbrecher eingehauen ist, welches sie der öffentlichen Verabscheuung übergiebt. Mit Schandsteinen und Ehrensäulen müßte man viele Tugenden erwecken, und viele Laster vernichten können; sie würden eine Art von öffentlicher Sittenlehre seyn.

Die Genueser sind rachsüchtig; allein diese Nachgier hängt mit der Schwierigkeit Recht zu erhalten genau zusammen. Gegen die Adlichen erhält man nicht Recht, denn sie sind mächtig; gegen seines Gleichen nicht, denn sie finden Schutz bey dem Adel. So begreift man die vielen Mordthaten; man entschuldigt sie sogar, und sieht die Nothwendigkeit jener allgemeinen Straflosigkeit ein. Die meisten Mordthaten sind keine Verbrechen, sondern

Handlungen der Gerechtigkeit; die doch auf eine oder die andere Art überall geschehen muß.

Alle Völker sind von dieser peinlichen Gerechtigkeit ausgegangen; dies beweisen die Zweykämpfe, die noch ein Ueberrest derselben sind.

Neunzehnter Brief.

Genua.

Die Macht der Staatsverwaltung geht so schnell durch so viele Hände, daß man nie recht weis, an wen man sich zu wenden hat. Die Befehle kreuzen sich, widersprechen sich, heben einander auf.

Und wie wird der Staat regiert? Es ist üblich, daß der Senat bey der Geistlichkeit um die Dispensation von den Fasten für den ganzen Staat anhalte. Dieses Jahr hatten aber die Nobili, von denen jenes Ansuchen abhieng, eine große Menge Stockfisch zu verkaufen; der Senat hat also keine Dispensation verlangt, und der Staat hat die Fasten gehalten. Aber die Nobili sind ihren Stockfisch losgeworden!

Unzälige Vorfälle von dieser Art flößen dem Volk einen solchen Abscheu gegen den Adel ein, daß noch ganz neuerlich gegen die

Republik, (das ist also gegen den Adel,) öffentliche Verwünschungen ausgestoßen wurden.

Dabey ist der Verfall der Sitten, der Künste und der Einsichten in Genua augenscheinlich. Es giebt hier keine Akademie, keinen Bildhauer, keinen Maler mehr. Von dreyßigtausend Weberstühlen sind nur noch zwölftausend übrig. Alles erlischt.

Gleichwohl giebt es unter dem Volk noch einige Männer, denen es nicht an Kenntnissen mangelt. Des Herrn Neckers Schrift über die Verwaltung der Staatseinkünfte habe ich in den Händen vieler gesehen. Wer nur lesen kann, hat dieses Werk gelesen, wer selbst denkt, weis es zu schätzen, und wer fühlen kann, schwärmt dafür. In der That, wie wichtig sind nicht die Grundsätze, die es darlegt! Welche tiefsinnige Betrachtungen und welche Bestimmtheit der Begriffe herrschen nicht darin! Der Styl selbst hat das Gepräge des großen Schriftstellers. Durch das Ganze athmet endlich ein heiliger Eifer für das Glück der Menschheit, der gleichsam die Seele, oder daß ichs nur heraussage, die

belebende Gottheit dieses Werks ist. Diese Schrift wird ganz Europa regieren! Der Neid mag sich die Zähne stumpf beissen an Neckers Statue; sie ist von Erz!

Zwanzigster Brief.

Genua.

Das Cicisbeat verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Nirgends soll es mehr im Schwange gehen als in Genua.

Was scheint der Cicisbeo zu seyn, und was ist er in der That? Wie nimmt eine Frau einen Cicisbeo an, und was macht einem Manne diese Beschäftigung angenehm? Wie kommts, daß die Ehemänner Cicisbeen leiden? Sind sie ihre Stellvertreter? Wie weit erstreckt sich ihr Vicariat? Woher entspringt dieser Gebrauch? Worauf gründet sich seine Fortdauer, und was bringt darin Abänderungen hervor? Was für einen Einfluß hat er auf die Sitten? Findet man Spuren, oder Uebereinstimmungen, oder Aehnlichkeiten des Cicisbeats unter den Gebräuchen anderer Völker? Diese Fragen lassen sich schwerlich beantworten. Allein mit einem Worte, der genuesische Cicisbeo ist ungefähr der parisische Freund vom Hause.

Die Frauen haben schlechterdings keine Autorität im Hause. Der Mann bestellt und bezalt. Bey vielen Adlichen und Reichen ist ein Priester Seckelmeister. Ich sah einst einen Pfaffen das Frühstück, welches man einer Dame brachte, in die Rechnung eintragen.

Die Genueserinnen kleiden sich sehr schlecht; denn sie verwechseln Reichthum und Zierrath, Zierrath und Putz miteinander. Ob die Hauben zu ihrem Gesicht, die Farben zum Teint, die Stoffe zur Taille sich schicken, davon wissen sie nichts; ja, daß es einer nur einfiele, einen Fehler der Bildung zu verhüllen, oder ihre wirklichen Reize geltend zu machen, oder sich um ein paar Jahre jünger zu heucheln! Sie schminken sich durchgehends, selbst die vom schönsten Teint. Weisse Schminke ist in Genua Mode, wie rothe zu Paris. Roth auflegen wäre hier so schändlich, als weiß auflegen bey uns. Man findet diesen Contrast ein wenig seltsam, aber nur alsdann, wenn man nicht gereiset ist.

Die Weiber tragen eine Art Schleyer, Mezzaro genannt. Mit diesem Schleyer dürfen sie überall ganz allein hingehen, und

niemand hat etwas dawider einzuwenden. Gleichwohl verhüllt er sie nicht; er verhüllt nur eine Menge Intriguen.

Jene natürlichen Regungen, welche anderwärts eine Zierde der Sitten sind, und Glück und Tugend verbreiten, sind in Genua längst daraus verbannt. Niemand ist dort Mutter, oder Kind, oder Bruder; sondern man hat Erben und Verwandte. Man weis sogar nichts von Liebhabern und Geliebten; sondern ein Mann ist ein Mann, und ein Weib ein Weib.

Hazardspiele sind öffentlich erlaubt. Wenn die Häupter der Republik den Morgen auf der Börse zubringen, um mit den öffentlichen Fonds zu wuchern, so wundert man sich nicht, sie den ganzen Abend in den Assembleen mit den Karten in der Hand zu sehen. Allein die Gefährtin ihres Spiels ist die Langeweile. Man kommt nie zum Mittags- oder Abendessen zusammen; in den Assembleen werden blos Erfrischungen gereicht, man illuminirt, man gewinnt und verliert und das Cicisbeat geht seinen Gang.

— Es herrscht ein hoher Grad des Aberglaubens in Genua. Die Straßen sind beständig schwarz von Priestern und Mönchen. Die vielen Madonnen sind hinreichend, sie des Nachts zu erleuchten. —

Genua ist die Stadt der Widersprüche. Die Ausschweifungen sind daselbst so groß, daß es keine öffentliche Dirnen giebt; die Priester so zahlreich, daß keine Spur von Gottesfurcht zu finden ist; der regierenden Herren so viele, daß man eine völlige Anarchie bemerkt; und die Allmosen so überschwänglich, daß alles von Bettlern wimmelt.

Ein und zwanzigster Brief.

Genua.

Welch ein prächtiges Gebäude erblick' ich dort? Ich erstaune über seinen Umfang, seine Größe und Höhe, und über die daran verwendete Pracht. Es ist ein Hospital! Man nennt es albergo de' poveri, der Armen Zufluchtsort. Den Pallast der Armen sollte man es nennen. Doch diese Säulen und Pilaster und Verzierungen von Marmor sind meinen Augen ein Aergerniß. Jede Säule nimmt mehreren Menschen den Platz weg. Wollte man etwa den Armen in diesem einen Pallast ihren Antheil an allen übrigen Pallästen vergüten?

Wenigstens versammelt man hier die Armen in einem Zufluchtsorte, und sperrt sie nicht in einen Kerker. Morgen, wenn sie Lust dazu haben, können sie alle herauskommen, und zwar die Mädchen mit einer Ausstattung, und die Mannspersonen mit einem Weberstuhl.

die Wohlthaten, die man ihnen hier erzeigt, sind also keine Ketten.

Die Statüen der Stifter sowohl als der Beförderer dieses Instituts stehen in dem ungeheuren Gebäude zerstreut, jene sitzend, diese in einer aufrechten Stellung. Solche Sinnbilder sind glücklich und rührend zugleich; der Unterschied hat sogar etwas sinnreiches.

Ich freue mich in der Seele so manches gefühlvollen Menschen, den das Elend hier verbirgt, daß er seinen Dank an etwas wesentlicheres als an einen Namen richten, daß er ihn einem Bilde, einem Marmor darbringen kann.

Das Hospital verdankt seine Entstehung und seine Einkünfte mehreren Ursachen; der Eitelkeit, der Frömmigkeit und dem Mitleiden.

Die Einkünfte dieses Instituts sind unermeßlich, und man könnte wohl viermal so viel Armen davon ernähren; allein es hat auch Administratoren.

In der Kapelle bemerkte ich ein Medaillon von Marmor; es stellt einen todten Christus in den Armen seiner Mutter vor. Ich fand darin in der That Christus, und Tod, eine

Mutter, und Michel-Angelos Meister-hand.

Eine Gruppe von Statuen bildet daselbst die Himmelfahrt der Jungfrau ab. Pügets Meißel hat sie dargestellt, und seine Arbeit ist eben das, was sie vorstellen soll: ein Wunderwerk.

Zwey und zwanzigster Brief.

Genua.

Die Kirchen sehen hier wie Schauspielhäuser aus.

Es ist nicht möglich mehr Vergoldung, Malerey und Marmor zusammenzuhäufen; allein diese Verschwendung und dieser üppige Aufwand sind hier am unrechten Orte.

In einem Tempel sollte das Herz, ausser der Gottheit nichts finden, woran es sich halten könnte. Hier hängt es sich an Gemälde, Bildsäulen und Schnirkel. Zwischen den Menschen und Gott stelle man nichts, als das Unermeßliche was sie trennt, und welches doch wieder das einzige Bindungsglied zwischen ihnen ist.

Nach meinem Sinne wäre die Mitte eines ungeheuren Waldes der schönste Tempel von allen, und ein grauer, düstrer Tag, sein einziger Schmuck. An einer solchen Stätte glaubten die Gallier an Gott; an einer solchen Stätte fühlt ihn die reizbare Phantasie.

Man versteht sich also sehr schlecht auf die Baukunst der Kirchen, wenn man wie in Genua, Säle von Pallästen oder Schauspielsäle daraus macht.

Ich nehme die Kathedralkirche aus, die etwas majestätisches hat; und die von Carignan hat Gnade vor meinen Augen gefunden, wegen einer von Püget geschaffenen Bildsäule des heiligen Sebastian.

Das Gesicht hat wunderwürdigen Ausdruck; der Schmerz kämpft darin mit dem Glauben. Wie schrecklich leidet dieser Marmor! Die Barbaren, einen so wunderschönen Leib mit ihren Pfeilen zu durchboren! eine so schöne Seele so grausam zu martern! Es scheint, sie harre des Augenblicks, wo sie dem Schmerz entrinnen, und in den Himmel zurückkehren wird.

Daneben sieht man eine andere Statue von Püget, die, ich weis nicht mehr welchen Bischoff vorstellt; auch sie ist schön, aber sie steht neben dem heiligen Sebastian. Ich bewunderte sie, aber vorhin war ich auch gerührt.

Drey und zwanzigster Brief.

Lucca.

Ich erwache in einer Stadt, wo vor zweytausend Jahren Pompejus, Cäsar und Crassus den Römischen Weltkreis zerrissen, und unter sich theilten.

Was gilt die Wette; nachdem sie vor viermalhunderttausend Mann des Handels einig geworden, schliefen sie nicht so ruhig als ich?

Statt des römischen Senats, finde ich hier den Senat der Republik Lucca!

Das ganze Reich der Republik Lucca nimmt acht Quadratmeilen auf der Oberfläche unseres Planeten ein. Eine Volksmenge von hundert und zwanzigtausend Seelen, macht hier von Jahr zu Jahr den Versuch, das ganze Jahr hindurch zu leben, indem es die Hälfte des Jahrs Hunger leidet.

Das Erdreich ist fruchtbar, wenn gleich von geringem Umfange; allein zum Unglück hat der Baum der darin wächst, zweyhundert

gefräßige Zweige, oder mit andern Worten, zweyhundert adliche Familien.

Das Vorrecht, unterdrücken zu dürfen von einer, und die Nothwendigkeit, die Unterdrückung zu dulden von der andern Seite: das heißt hierzulande, wie in allen hundertköpfigen Tyrannien oder Aristokratien, die Freyheit.

Das Wort Libertas prangt in goldenen Buchstaben über allen Thoren der Stadt und an allen Ecken der Straßen: das Volk hat den Namen so oft gelesen, daß es endlich glaubt, die Sache selbst zu besitzen.

Der Adel läßt sich alljährlich die Feyer eines großen Festes zur Gedächtnis der Freyheit angelegen seyn. Allein wie ist es möglich, daß das Volk an Freyheit glaubt? Wie es möglich sey! Glauben sie doch hier, daß ein hölzernes Crucifix, welches Volto Santo heißt, und an Werktagen Pantoffeln von karmosinfarbenem Sammt, an Sonntagen aber Pantoffeln von Goldstück trägt, an einem schönen Morgen von der Kirche St. Ferdina, wo es vermuthlich Langeweile hatte, nach einer Kapelle mitten in der Kathedralkirche — geflogen sey.

Dem Grafen von R. . . ., einem der vornehmsten Tyrannen von Lucca, verdanke ich einige wichtige Nachrichten von dieser kleinen Stadt.

Der Graf von R. . . . hat sich lange in Frankreich aufgehalten und spricht sehr gut französisch, zumal wenn er sich mit Theresen M. . . . unterhält. Auch sie spricht französisch, und denkt — englisch. Sie sagte mir, sobald man einen Blick in die französische Litteratur gethan hätte, könne man die italienische nicht mehr ausstehen. — Ey, Madame! der Tasso, der Ariost! — Ariost und Tasso, erwiederte sie, sind Dichter, die einem jeden Lande gehören, und ihre Sprache ist ihnen ausschliessend eigen. — Und Metastasio? fuhr ich fort; denn Sie können ja nicht unempfindlich seyn (ich wollte ihr zu verstehen geben, daß sie schön wäre). Sie verstand mich vollkommen, und lächelte. Metastasio! gut, er mag hingehen, obschon er nur einzelne Züge hat; Racine hingegen malt und vollendet. Metastasio streift das Herz, und Racine verwundet es. Solche

Sachen sagt Therese M. . . ., und Therese M. . . . ist schön.

Der Graf führte mich noch an demselben Abend in die beste Conversazione der edlen Lucchesinnen, woselbst die Langeweile in höchster Person den Vorsiz hatte.

Die Weiber vertrauten es mir als ein Geheimnis an; sie hätten sich die Mühe ersparen können. Ein barbarisches Gesetz, welches sich an ihren Reizen vergreift, raubt ihnen allen Puz und verurtheilt sie das ganze Jahr hindurch in Trauer zu erscheinen. Im Carneval dürfen sie aber bunte Kleider tragen, und alsdenn erscheinen sie täglich anders gekleidet. Ist das nicht eine weise Kleiderordnung?

Es hat sehr schwer gehalten, ehe ich mir ein Exemplar von den peinlichen Gesetzen des Staats von Lucca verschaffen konnte. Bey den Buchhändlern findet man sie nicht; ein Advokat der mir ein Exemplar verkaufte, gab vor er habe mir das seinige abgetreten.

Ich stellte es den Edlen von Lucca vor, wie seltsam es sey, daß man in einer Repu-

blik nicht einmal sich von den Criminalgesetzen unterrichten könne. „Es wird vorausgesezt,“ erwiederte man mir, „daß jedermann sie schon „wisse.“ Meine Herren, in einer Republik darf man nicht blos voraussetzen, daß jemand die Gesetze wisse, jedermann muß sie schlechterdings wissen. In gewissen Monarchien, wo die Gesetze schwankend oder kraftlos sind, dort mag es noch hingehen.

Erklären Sie mir doch, Herr Graf! wie es zugeht, daß das Gesetz die Einheimischen von dem Richteramte ausschließt, und es Ausländern anvertraut. — „Damit die Richter „desto unpartheyischer sprechen können, da sie „mit den Bürgern in keiner genauen Verbin„dung stehen.“ Allein, Herr Graf! wenn die Ausländer keine Verbindungen dieser Art mit hieherbringen, können Sie es ihnen verbieten, dergleichen früher oder später einzugehen? Ist nicht übrigens der öffentliche Ruf der beste Hüter der Rechtschaffenheit eines Richters? Und wie viel weniger wirkt der öffentliche Ruf auf einen Fremdling, der wieder davon geht, als auf einen Bürger der bey Ihnen wohnen bleibt? Eines jeden Menschen

Ehre ist in seinem Vaterlande. — „Was „können wir thun? Es ist so der Brauch in „Italien." — Dieser Brauch ist für Italien nicht rühmlich.

Herr Graf! warum appellirt man von den Entscheidungen des Civilgerichts, und nicht auch von einem peinlichen Urtheil? — „Dies „ist ein altes Herkommen. Man verfiel dar„auf in jenen unruhigen Zeiten, welche auf „die bürgerlichen Kriege folgten. Damals „mußte man das Volk in Furcht halten, man „sah sich genöthigt, das Schwerd unmittelbar „über ihren Köpfen schweben zu lassen." — Ich merke wohl, dieses Gesetz, und so manches andere, ist nicht für, sondern wider das Volk gemacht worden. Die meisten Gesetze sind Waffen, und die sanftesten sind Ketten. Allein die Zeit der Unruhen ist vorüber; warum wird das Herkommen noch aufrecht gehalten? — „Man ist nun einmal daran „gewöhnt. In Republiken ist jede Neuerung „gefährlich." — Sie haben vollkommen Recht; in einem Staate, wo der Gipfel die Grundlage erdrückt, ist die geringste Bewegung in dieser Grundlage dem Gipfel allemal tödlich.

Erlauben Sie mir indes noch eine Frage. Eine Wirkung Ihrer unbedingten Erbfolge, ihres Majoratrechts, welches die jüngern Söhne von jeder anständigen Versorgung ausschließt, ist diese, daß sowohl die Anzahl der einzelnen Adlichen, als auch der adlichen Familien überhaupt, sich allmälig verringert. — „Sehr wahr.“ — Daher sehen Sie sich gezwungen, um nur die verschiedenen Aemter des Souverains zu besetzen, die jungen Edlen zu diesen Stellen zu rufen, sobald sie majorenn geworden sind. — „Auch wahr.“ Warum verbessern Sie denn nicht einen so schädlichen Misbrauch? einen Misbrauch, der keine Entschuldigung für sich hat, und worunter Ihr eigenes Interesse leidet? — „Sie wissen wohl, „daß das Interesse des gegenwärtigen Augenblicks fast allezeit über das Interesse der Zukunft das Uebergewicht behält. Vor allen „Dingen ist man Mensch; darnach erst Bürger. Ihre Bemerkungen sind übrigens richtig, „und man hat sie schon öfter gemacht; es ist „wahr, die Klasse des Adels ist sehr geschmolzen; wir können kaum noch die zur vollständigen Ausübung der Souverainetät erforder-

„liche Zahl von hundert und zwanzig Edlen „aufbringen.“ — Die jüngeren Brüder sitzen aber doch im Senat und geben ihre Stimmen; wie können sie diesen Druck der Gesetze ertragen? — „Alle Brüder haben immer zusammen nur eine Stimme im Senat, und die „ältesten kommen immer hin.“ — Jetzt begreife ich endlich, weswegen die Ausübung der Souverainetät so sehr vertheilt ist, und warum sie so eilig aus einer Hand in die andere geht, daß niemand ein Amt zwey Monate lang behält, und daß sie in Zeit von zwey Jahren durch alle Hände gegangen ist. Sie fürchten sich vor ihrer eignen Macht. Vielleicht geht diese Furcht aber zu weit, und Sie sollten im Gegentheil die Fremden und das Volk etwas mehr scheuen. Ihre Regierung ist so geordnet, als ob sie immer unter sich Krieg führen, und mit ihren Nachbaren einen ewigen Frieden haben sollten. — „Das kann „wohl seyn; allein wir sind darüber ohne „Sorge.“ — Desto schlimmer; eine Republik läuft dann gerade am meisten Gefahr, wenn sie zu fürchten aufgehört hat. Allein lassen Sie hören, worauf gründet sich Ihre

Sicherheit? — „Der Grosherzog hat alle „unsere Privilegien bestätigt.“ — Wie? Sie fürchten einen Menschen nicht, der Ihre Privilegien bestätigen kann? Von Seiten des Volks, gestehe ich, scheinen Sie sichrer zu stehen; das Volk ist arm; Sie verkaufen ihm sein Brod; Sie geben ihm Feste; es glaubt an den Volto Santo, und sogar an die Freyheit; desto weniger brauchen die Herren Nobili zu glauben. — „Ja, es herrscht sehr „viel Philosophie unter dem Adel.“ — Doch wohl nur Machiavels Philosophie? Sie stechen also auch ihren Sklaven die Augen aus? Der Thron stüzt sich also auch hier auf den Altar? — „Wenn er nur steht, so ist es ja „gleichviel, auf Sand oder auf Felsen.“

Sie würden mir nicht nur Unbescheidenheit, sondern gar Unverschämtheit vorwerfen können, Herr Graf, wenn ich fortführe Ihre Staatsverfassung zu sichten. Lassen Sie uns jezt von Gemälden sprechen. — „Von Herzen gern,“ erwiederte er; „vielleicht werden wir darüber „besser einverstanden seyn. Wollen Sie die „meinigen besehen? Hernach besehen wir die „Sammlung des Grafen B. . .“

Der Graf von N. . . hat einige schöne Stücke; allein die des Grafen B. . . sind weit schöner. Er besitzt den Entwurf der herrlichen Scene von Paul Veronese, wovon man das Original zu Genua aufbewahrt.

Ha! sieh da, der Corregio! denn ich sehe die Anmuth. Ein kleines Kind liebkoset ein Lamm; kaum berührts das Lamm; möchte man nicht sagen, die zarten Berührungen seiner Händchen sind Küsse?

Von Bildern reden, nachdem man ein Gemälde von Corregio betrachtet hat? Die Grazien sollen mich dafür behüten.

Was giebts denn noch von Lucca zu erzälen?

Man muß in Lucca den Pallast des Senats besuchen; um den Pallast des Senats von Lucca gesehen zu haben.

In Lucca fand ich in einem Buchladen, ein Buch betitelt: Von den Vorzügen und der Heiligkeit der Jungfrauschaft, mit Beweisstellen aus der heiligen Schrift und aus dem Leben der Kinder; und auf dem Tische des Senats lag ein Buch, betitelt: Smith, Von den Reichthümern der Völker.

In Lucca kann man die Dominikanerbibliothek besuchen, wenn man Bücher sehen will, die man nicht lesen möchte.

In Lucca, (Herr von . . . sagt zwar das Gegentheil) überlaufen einen die Bettler, aber das Volk ist zahm genug.

Ist denn das Volk in Lucca glücklich? Mit dieser Frage müssen alle Erkundigungen, die man über einen Staat einziehen will, sich endigen.

Sie ist aber schwer zu beantworten, diese Frage. Es ist schon nichts leichtes, Glück und Unglück eines Volks a priori zu bestimmen, und nun gar, es ausmessen zu wollen! — „Die Volkmenge ist ein Maasstab, sagte Graf „R. . . und nach diesem Maasstab, setzte er „hinzu, ist das Volk von Lucca glücklich. Die „Bevölkerung ist hier in der That so groß, daß „das Land sie nicht ernähren kann.“

Sie glauben also, mein Herr Graf, an das Glück der Väter, die ihre Kinder müssen darben lassen? an das Glück der Kinder, die ihre Mütter fliehen müssen? an das Glück der Bürger, die ihr Vaterland ausstößt? — „Nun, „Sie werden doch wissen, daß die Volkmenge

„das Thermometer des Flors der Staaten „ist?“ — Ich weiß, daß man es dafür ausgiebt, daß man es sagt und schreibt; allein vermuthlich gilt davon, was von allem gelten kann; die Wahrheit liegt mitten inne. Diesseits und jenseits einer gewissen Maße von Bevölkerung ist das Volk unglücklich. Wie viele Gesichtspunkte giebt es nicht, aus welchen man die Volkmenge betrachten muß? Als Ursach und als Wirkung des öffentlichen Wohlstands; ferner, in großen und in kleinen Staaten; ferner, in gewissen politischen Verhältnissen; ferner, in Rücksicht der verschiedenen Stufen der Erleuchtung und Ausbildung; und alles dieses ist noch nicht geschehen.

So viel ist aber zuverlässig, daß das Volk in Lucca nicht zufrieden ist. Was sagst Du von der Freyheit, mein Freund, fragte ich einen Menschen aus der Klasse des Volks. — „Sie ist gut für die Nobili, mein Herr, aber „nicht für uns.“ — Ein anderer: „Furcht „thut hier mehr als Liebe.“ — Ein dritter: „Die Nobili zahlen keinen Einfuhrzoll, und „ihre Kutschen werden nicht visitirt.“

Der hiesige Adel beschäftigt sich ungleich mehr als der genuesische mit Regierungsgeschäften. Sonst würde es ihm auch an wichtigem Interesse fehlen, denn er treibt nicht die Handlung, und der geringe Umfang des Staats ist zugleich beides, seine Schutzwehr und die Quelle unaufhörlicher Besorgniß.

Gestern blieb der Senat von Lucca von fünf Uhr Abends bis früh Morgens um vier Uhr versammelt. Was war der Gegenstand dieser Berathschlagung? Ein Sergeant, den man zur Ruhe setzen wollte.

Die Besatzung in Lucca beläuft sich kaum auf sechshundert Mann; und Herr von *** zählte sechstausend.

Im Gebiete von Lucca erschlagen die Bauern einander bey der geringfügigsten Veranlassung. Auf ein Schimpfwort folgt ein Messerstich. Den Vortheil haben diese bündigen Beweisgründe, daß man sich nicht lange herumzankt. Die Nähe der Gebirge und so vieler benachbarten Gebiete, nebst dem Mangel einer wohlgeordneten Justiz, unterhalten diesen Geist der Rache bey dem Volk.

Nun Lucca, lebe wohl; leben Sie wohl, Graf N. . .; lebe wohl libertas, und vor allen Du, Therese M. . .! denn indem ich Lucca verlasse, scheide ich nur von dir.

Vier und zwanzigster Brief.

Pisa.

Ehe man nach Pisa kommt, trift man die Bäder an, woselbst sich seit drey Wochen der Grosherzog, und die Grosherzogin aufhalten, um einigen von ihren Kindern die Blattern einimpfen zu lassen.

Ich habe die Bäder besucht. Das schönste Wasser fließt im schönsten Marmor, und mit ihm quillt, wie man versichern will, die Gesundheit hervor.

Pisa liegt an beiden Ufern des Arno, und liegt beynah wüste. Die Volkmenge von hundert und zwanzigtausend Menschen unter den Konsuln und den ersten Medicis ist allmälig unter den Königen auf funfzehntausend geschmolzen. Doch muß man auch in Anschlag bringen, daß der Handel Indiens nicht mehr Italien berührt.

Die Kathedralkirche oder der sogenannte Dom zu Pisa verdient die Aufmerksamkeit der

Reisenden. Gleich anfangs fesselt ihr Thurm den Blick; man erschrickt dafür; er steht so schief, daß man glaubt er werde umfallen, und nur der kleine Umstand beruhigt den Zuschauer, daß dieser Thurm nun schon seit so vielen Jahrhunderten den Umsturz droht; ungefähr wie das römische Reich unter den Cäsarn.

Die Erscheinung bleibt indessen immer problematisch. Sollen wir die Neigung des Thurms in einer zufälligen Beschaffenheit des Bodens, oder im Willen des Baumeisters suchen? Die Auseinandersetzung dieser Frage gäbe den treflichsten Anlaß zur Abgeschmacktheit und Langenweile. Daß wir uns ja nicht damit befassen!

Wir thun klüger dran, wenn wir die Thore von Erz an der Kathedralkirche in Augenschein nehmen. Sie erläutern das Hemistich Virgils: spirantia mollius aëra; man kann in Wahrheit sagen: daß dieses Erz zu athmen scheint.

Die Kathedralkirche ist groß und majestätisch. Siebzig antike Granitsäulen, die Ueberreste alter Tempel, stehen in zwo Reihen da, und nicht einmal der gothische Geschmack, der

sie zusammenstellte, hat es vermocht, sie zu schänden.

Der Taufstein oder die Rotonda hat ebenfalls einigen Werth. Allein man erstaunt beym Eintritt in den Campo santo, den ehemaligen Begräbnisort der Pisaner. Es ist ein unermeßlicher, prachtvoller Kreuzgang, voll marmorner Grabmäler und Mausoleen, deren einige ausnehmend schön sind. Eins von diesen Mausoleen hat der König von Preußen Algarottin errichten lassen: Ovidii aemulo, Newtoni discipulo, Fredericus Magnus. Die Namen Ovids, Algarottis, Newtons und Friederichs auf Einer Grabschrift!

Die Mitte des Kreuzgangs ist ein Garten, dessen Erdreich die Pisaner zu den Zeiten der Kreuzzüge aus dem heiligen Lande mitgebracht haben, um ihre Todten darin zu begraben. Dieser Erde schreibt man die merkwürdige Eigenschaft zu, einen Leichnam in einer Stunde aufzuzehren.

Meine Phantasie wird noch öfters nach dem Campo santo zurückkehren. Diese Marmorstücke, diese Grabschriften, dieser lange

Kreuzgang, diese Stille, diese Einsamkeit, diese Erde, diese ruhmvollen Namen, diese Jahrhunderte; wie rührt und bestürmt dies alles das Herz!

Fünf und zwanzigster Brief (*).

Florenz.

Die schönste Galerie von der Welt, mein theuerster Freund, finden Sie zu Florenz; allein heute kann ich Ihnen nichts von Gemälden, Statuen und Bildern erzälen: ich habe Leopold und sein Volk gesehen.

Leopold liebt sein Volk, und hat alle entbehrlichen Abgaben aufgehoben; er hat fast alle seine Truppen abgedankt, und nur soviele, als zu einem Muster nöthig waren, beybehalten.

Er hat die Festungswerke von Pisa, deren Unterhaltung große Summen kostete, schleifen lassen; er hat Steine umgestürzt, welche Menschen auffrassen.

Er hat gefunden, daß ihm der Hof sein Volk verbarg, und sein Hof ist nicht mehr.

(*) Dieser an den Marquis von Marnesia gerichtete Brief, befindet sich auch in dessen interessantem Gedichte über die ländliche Natur.

Er hat Manufacturen errichtet. Er hat überall die vortreflichsten Landstraßen auf eigene Kosten angelegt. Er hat Hospitäler erbaut, und man könnte leicht diese Hospitäler im Toskanischen für die Palläste des Grosherzogs halten. Ich habe sie besucht und überall Reinlichkeit, Ordnung, zärtliche und sorgsame Pflege gefunden. Ich sah kranke Alte, und es schien als würden sie von ihren Kindern bedient; ich sah auch kranke Kinder, und es schien, als würden sie von ihren Müttern bedient. Es war mir nicht möglich beym Anblick dieser überschwänglichen Barmherzigkeit und Menschenliebe meine Thränen zurückzuhalten. Auf der Facciate dieser Hospitäler wird Leopold ein Vater der Armen genannt. Schon die Hospitäler selbst geben ihm diesen Namen. Es giebt Monumente, welche keiner Inschrift bedürfen.

Der Grosherzog kömmt oft in Person die Armen und die Kranken zu besuchen. Er vernachläßigt nicht seine guten Stiftungen, denn er hat nicht bloße Anwandlungen von Menschlichkeit, sondern ein menschliches Herz. So oft er in diesem Aufenthalt der Schmerzen und

der Angst erscheint, ruft er Freudenthränen hervor, und so oft er hinausgeht, strömen Segenswünsche über ihn. Man glaubt die Dankergießungen eines beglückten Volks zu hören, und diese Lobgesänge erheben sich aus einem Hospital.

Um dem Grosherzoge vorgestellt zu werden, bedarf es keines vierhundertjährigen Adels, und man braucht eben nicht von Leuten abzustammen, die seinen Vorfahren die Krone streitig machten. Sein Pallast ist wie die Tempel, allen seinen Unterthanen ohne Ausnahme offen. Drey Tage in der Woche sind jedoch einer gewissen Klasse vorzüglich geweiht; aber weder den Großen noch den Reichen, weder den Malern, noch den Tonkünstlern noch den Dichtern; sondern den Unglücklichen.

Der Handel und die Industrie sind anderwärts, wie die Ländereyen, das Erbtheil einer geringen Anzahl von Menschen. In Leopolds Staaten steht es jedem frey zu machen, was er zu machen weiß; sobald man eine Fertigkeit, eine Geschicklichkeit besitzt,

hat man auch ein Gewerbe; und das einzige ausschließende Privilegium ist das Genie.

Die Gebete, welche man an die Gottheit richtet, um eine gesegnete Aerndte zu erbitten, sind nicht mehr schuld an Hungersnoth auf dem Lande. Der Fürst hat das Jahr mit einer Menge Werktage vermehrt, die er dem Aberglauben wieder abgenommen hat, um sie dem Ackerbau, den Künsten und den guten Sitten zu schenken.

Gegenwärtig beschäftigt er sich mit einer gänzlichen Reform seiner Gesetzgebung. Einige französische Schriftsteller haben ihm ein neues Licht angezündet, und er eilt schon, es in die florentinischen Gesetze hineinzutragen. Den Anfang hat er bereits gemacht; die Civilgesetze sind einfacher, die peinlichen Gesetze milder als zuvor. Seit zehn Jahren floß kein Blut auf den Richtplätzen in ganz Toskana. Aus den Gefängnissen ist zwar die Freyheit, aber auch nur sie allein, und nicht zugleich die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit verbannt.

Mildere Sitten sind eine Folge dieser gemilderten Gesetze. Seitdem man die grausamen

Strafen abgeschaft hat, sind die schweren Verbrechen selten geworden; seit drey Monaten stehen alle toskanische Gefängnisse leer.

Der Grosherzog hat auch zwey vortrefliche Aufwandsgesetze gegeben; das eine ist der freundliche Empfang den er der Simplicität angedeihen läßt, das andere sein eigenes Beyspiel.

Wenn die Sonne über den Staaten dieses Fürsten aufgeht, so regiert sie schon der Fürst. Um sechs Uhr des Morgens hat er schon viele Thränen abgetrocknet. Seine Staatssekretaire sind blosse Schreiber.

Die Adlichen klagen, daß der Grosherzog sie nicht genug distinguirt; die Pfaffen, daß er sie nicht genug fürchtet; die Mönche, daß er sie nicht genug bereichert, und die Beamten, daß er zu strenge Aufsicht hält. In seinen Staaten muß der Magistrat Recht sprechen, der Soldat dienen, der Prälat residiren, der Beamte sein Amt verrichten; denn der Fürst regiert.

Seine Kinder läßt er nicht in einem Pallast, sondern in einem Hause erziehen. Prinzen will er nicht aus ihnen machen; das sind sie

schon; sondern Menschen. Sein Erziehungs- plan nähert sie unaufhörlich den Scenen des Unglücks, von welchen ihr Stand sie entfernt. Was ihre Herzen dem Mitleiden und der Wohl- thätigkeit öfnen kann, wird darauf gerichtet. Ich fand Lockes Schriften in ihren Händen.

„Ich kenne nur," sagte einst der Grosher- zog, „zweyerley Menschen in meinen Staaten, „ehrliche Leute und Schurken."

Es sollen jezt einige Lustbarkeiten dem Könige und der Königin von Neapel zu Ehren angestellt werden. Man brachte eine sehr ge- ringe Abgabe zur Bestreitung der Unkosten in Vorschlag. „Meine Frau," antwortete der Grosherzog, „hat noch für drey Millionen „Juweelen."

Der Grosherzog ist glücklich, denn sein Volk ist glücklich, und er glaubt an Gott.

Wie groß muß nicht der Genuß dieses Für- sten seyn, wenn er am Abend eines jeden Tages, eh er seine Augen über seinem Volke schließt, und sich den Schlaf erlaubt, dem höchsten Wesen von dem Glück einer Million Menschen Rechenschaft ablegt! Denken sie sich einen sol-

chen Fürsten, in einer solchen Beschäftigung, vor Gott!

Zum Beschluß noch ein Wort, das eines Titus würdig ist. Man bedauerte es einst in Gegenwart des Grosherzogs, daß seine Staaten nicht größer wären. „Ach! rief er „aus: es giebt noch Unglückliche in meinen „Staaten!“

Sechs und zwanzigster Brief.

Pisa.

Gestern, indem ich vom Grosherzog sprach, zeigte ich Ihnen nur die Stralen der Sonne; heute müssen Sie auch ihre Flecken sehen; nicht, daß wirklich Flecken vorhanden wären, sondern die vorgeblichen, die der Neid entdeckt haben will, und die doch nur in seinem schielenden Auge vorhanden sind.

Man hat folgendes gegen den Grosherzog:

„Seitdem er dem Handel und dem Fleiß „des Handarbeiters völlige Freyheit ertheilte, „fehlt es den Handwerkern an Brod.“

„Seitdem er verboten hat, daß kein Schuldner gefänglich eingezogen werden darf, leiht „man den Unglücklichen nicht mehr.“

„Der Grosherzog beschützt die Betteley.“

„Endlich, heißt es, der Grosherzog haßt „den Fiskus und den Adel, und drückt sie „beide.“

Nun hören Sie meine Unterredung über die drey ersten Klagpunkte an, die ich mit einem überaus wohlunterrichteten Manne gehalten habe. Von dem vierten sprechen wir ein andermal.

Ich habe das Hospital zu Pisa besucht, sagte ich ihm, und nirgends sahe ich Hospitäler wo die Menschheit weniger Ursache hat, sich über die Palläste zu beklagen. Die Inschrift über der Thüre ist keine Schmeicheley: providentia Leopoldi patris pauperum, die Vorsorge Leopolds des Armenvaters. Ich habe diese Vorsorge mit meinen eigenen Augen gesehen.

„Es könnte noch besser seyn," sagte mir der Mann, mit dem ich redete. — Wenigstens haben diese Hospitäler einen großen Vorzug, sie sind recht luftig, und Luft ist die erste Nahrung des Gesunden, und die erste Arzney des Kranken. — „Sie haben unsere Hospi„täler gesehen? Sie reisen also nicht wie der „große Haufe der Engländer? Unter Hun„derten giebt es keine zwey, die Belehrung „suchen. Meilen zu Lande oder zu Wasser „zurücklegen, Punsch oder Thee in den Wirths-

„häusern trinken, von allen andern Nationen „nachtheilig sprechen, und ihre eigne unaufhör„lich herausstreichen: das nennt der vornehme „englische Pöbel reisen; das Postbuch ist das „einzige, aus welchem sie Unterricht schöpfen.“

— Dürfte ich Sie bitten, mir zu sagen, was die uneingeschränkte Freyheit des Handels für Wirkung gehabt hat?

„Eine so vortrefliche Wirkung, daß ich „keinem, er sey wer er wolle, rathen möchte, „die vorigen Einschränkungen wiederherzu„stellen; das Volk würde ihn steinigen. Ich „habe alles gelesen, was man in Frankreich „für und wider die Freyheit geschrieben hat. „Die Erfahrung hat für die Freyheit ent„schieden. Vorher fielen zwey Mißjahre in „Toskana ein. Der Staat mußte Korn kaufen; „es kostete den Staat hunderttausend Thaler, „es entstanden sehr viel Unruhen, und man „litt wirklich Hungersnoth. — Nachdem der „Handel freygegeben ward, folgten drey noch „schlechtere Jahre; man hat nicht nur kein „Korn aufgekauft, und keine Schulden ge„macht, sondern alles ist auch ruhig geblieben „und ganz Toskana hat genug zu leben gehabt.

„Ich bin wirklich überzeugt, daß die Freyheit „des Handels, wenn sie Nutzen stiften soll, „ganz uneingeschränkt seyn muß. Sobald „man den Lauf der Flüsse hemmt, sind Stok-„kungen und Ueberschwemmungen unausbleib-„lich. Die Handelsfreyheit hat überdies den „Ackerbau und die Betriebsamkeit ausseror-„dentlich vermehrt; die Landleute sind reich, „und die Handwerker wohlhabend. Die ersten „Jahre hindurch hatten sie freylich viel Be-„schwerde; allein diese Bedingung haftet auf „jedem Anfang. Wenn die Freyheit allein „gehen lernt, muß sie auch zuweilen fallen; „jedoch mit jedem Fall wird sie vorsichtiger, „und mit jedem Schritt gewinnt sie neue „Stärke." — Ohne Zweifel, antwortete ich, sind alle Gesetze gewaltthätig und unter-drückend, wenn sie etwas anders als Verbre-chen verbieten.

Hierauf that ich die Frage, ob sichs der Grosherzog angelegen seyn lasse, den Bettel-stand aus seinen Staaten zu verbannen, weil dieser eben eine von den tiefsten Wunden und Schandflecken unserer gesellschaftlichen Verfas-sungen ist. Bettler sind verstoßene Menschen,

„Die Regierung beschäftigt sich damit,“ antwortete der Mann; „allein es muß gemach „verfahren werden; fromme Vorurtheile be„günstigen den Bettelstand, und Privatin„teresse kommt noch hinzu. Die Bettler müssen „berichten, was in den Kirchen vorgeht; wie„viel Wachskerzen man beym Abendgebet ver„brennt, welcher Priester das Hochamt ge„halten hat; auch richten sie allerley kleine „Aufträge aus, ohne daß es viel kostet. Wollte „die Regierung dem Betteln Einhalt thun, „so würde der Aberglauben über Gottlosigkeit, „und der Geiz über Despotismus schreyen. „Die Wurzeln des Bettelstandes sind in Tos„kana stärker und gehen tiefer, als ander„wärts; sie erstrecken sich bis unter den „Altar.“

Sollte es wohl seine Richtigkeit haben, fragte ich sodann, daß das Verbot an die Gläubiger, gegen die Gefangensetzung ihrer Schuldner, Ursachgeworden ist, weshalb man den Unglücklichen jetzt nicht mehr leihen will, dergestalt, daß sie jetzt noch weniger als ehedem ein Rettungsmittel in ihrem Elend vor sich sehen?

„Man hat es befürchtet; allein der Erfolg „hat jedermann beruhigt. Der Beweggrund „zum Leihen liegt keinesweges in der Bürg= „schaft der Freyheit, die jederzeit zwecklos „oder lästig war. Das Gesetz erlaubt den „Gläubigern, sich der Habe des Schuldners „zu bemächtigen. Wer unglücklich ist, wird „noch immer auf seine Redlichkeit borgen kön= „nen; ist er aber zugleich unredlich, so hat er „keinen Credit; allein das letztere ist wahrer Ge= „winn, indem man nie genug dafür sorgen kann, „die Redlichkeit unentbehrlich zu machen.“

Diese hellen, einfachen Antworten befrie= digten mich; ich fragte also nur noch, ob man in Toskana die Tortur und die Todesstrafen abgeschaft habe. „Sie sinds, aber noch nicht „durch ein Gesetz, sondern nur durch einen „Befehl; um ein Gesetz machen zu können, „muß man die Erfahrung abwarten.“ — Die Erfahrung ist es auch ganz allein, die sowohl das verborgene Gute, als die verdeckten Uebel an den Tag bringt; und eine gute Gesetzgebung muß, wie die bessere Naturlehre, sich auf Er= fahrung gründen. Man muß die Gesetze zu= vor probiren.

Es kam hernach die Rede von den in Toskana aufgehobenen, zu Rom aber unterhaltenen Freystätten, und vom Misbrauch und Aergerniß dieser Gewohnheit; von der Unmöglichkeit einer guten Regierung im Kirchenstaat; von einer Bulle, welche alle und jede excommunicirt, die gewisse Waaren aus dem päpstlichen Gebiet ins toskanische einführen. „Ein Bauer," sagte der Mann, der sich mit mir unterhielt, „machte einst die scherzhafte „Anmerkung, daß ihn diese Excommunication „nichts angienge; sie könne nur auf seinen „Esel fallen, denn dieser trüge ja die Waare, „und zum Glück habe er einen breiten Rücken." Wir sprachen noch zulezt von der zwischen allen italienischen Staaten (ausgenommen zwischen Genua und Toskana) verabredeten Auslieferung der Verbrecher, und von vielen andern Gegenständen des politischen Systems.

Mit wem habe ich diese Unterredung gepflogen? Wem diese Einwürfe gemacht? Wer löste sie mir auf? Eine Magistratsperson? Ein Schriftsteller? Ein Privatmann? Nein; es war der Grosherzog. Während einer Audienz von einer Stunde erlaubte er mir diese

Fragen, diese Zudringlichkeit, diese Kritiken. Der Grosherzog war's, der immerfort sagte: man hat dies oder jenes gethan, die Regierung thut dies oder jenes; nie sprach er von sich selbst; aber sein ist dieser Verstand, diese hohe Einfalt, diese Leichtigkeit im Gespräch. Der Grosherzog war's, der alle meine Lobsprüche zurückwies, und ihnen mit einer Geschicklichkeit auswich, die ich nur ein paarmal überraschen konnte. Der Grosherzog endlich war's, der eine Stunde lang mit mir in seinem Cabinette stand und sprach. Ein gewöhnlicher Tisch ist daselbst sein Schreibtisch; sein Schrank ist von Tannenholz, unangestrichen; ein blecherner Handleuchter vertritt die Stelle eines größeren und kostbareren; denn das Glück seines Volks ist des Grosherzogs einziger Luxus. — Und ein solcher Fürst beherrscht nur das einzige Toskana!

Nach dieser Audienz hatte ich eine zweyte, bey den drey älteren Kindern des Grosherzogs, wovon der älteste sechzehn Jahr alt ist. Der Graf Manfredini, ihr Gouverneur, verdient diesen Posten. Er führte mich in ihr Zimmer; denn wohl zu merken, ihr Appar-

tement ist ein Zimmer, und ihr Pallast ein Haus. Ich habe dies schon einmal gesagt; allein es ist gar heilsam, so etwas zu wiederholen.

Der älteste las das Buch von der Größe und vom Verfall der Römer. — Mein Prinz! Sie lernen also die Geschichte? — „Ja, sie „ist mein Hauptstudium, nebst Lockes Ver„such über den menschlichen Verstand.“ — Sie studiren den Locke, mein Prinz? Es wird Ihnen einst sehr nützlich seyn, wenn Sie in ihren Staaten die Köpfe in Ordnung halten sollen, das Hirn des Menschen in Ihrem Cabinette zuvor untersucht zu haben. Allein erlauben Sie mir, daß ich Sie neben dieser Lectüre noch zu einer andern auffordern darf; ich empfehle Ihnen Condillacs Kunst zu denken, und seine Logik. — „Wir kennen „bereits den Ruf dieser Bücher, und werden „sie lesen.“

Wir setzten das Gespräch weiter fort, über Locke und Condillac, über die Vorzüge des metaphysischen Verstandes, welcher allein zur Wahrheit führt, und des analytischen Verstandes, der sie allein finden kann;

über das an Wahrheiten so reichhaltige System der Association der Begriffe, welches Condillac erfunden haben will, ob es gleich im Locke schon ganz vorhanden ist. Ich war entzückt und gerührt, einen Prinzen sich in der Kunst Menschen glücklich zu machen, üben zu sehen, indem er die große Kunst, den Menschen zu kennen, erlernte. Ein Prinz wie dieser, wird selbst regieren, weil er selbst sehen kann; er wird einen Willen haben können.

Ich spatzierte heute früh im botanischen Garten, wo ich ein Kind antraf, dem der Demonstrator die Pflanzen unterscheiden lehrte. Es war eines von den Kindern des Grosherzogs. Wie sehr freut man sich doch, die Königssöhne bey der Natur anzutreffen!

Jetzt muß man den Grosherzog zu Pisa verlassen, um ihn in Livorno wiederzufinden. Er ist überall in seinen Staaten, und seine Unterthanen wissen es; darin besteht seine Polizey.

Jemand sagte mir: daß der Grosherzog das Volk liebt, muß man ihm so hoch

nicht anrechnen; denn der Fürst von ** liebt es auch. Ich erwiederte: der Grosherzog liebt das Volk, der Fürst von ** liebt den Pöbel.

Sieben und zwanzigster Brief.

Florenz.

Heute will ich Euch von der berühmten Galerie unterhalten.

Im Vorsaal erblickt man die Portraits von allen Medicis, welche diese Galerie von Meisterstücken gesammelt haben. Wie sinnreich und wie billig zugleich! Hier stehen sie beysammen im Vorsaal, um den Fremden gleichsam in ihrem Pallaste zu empfangen, und ihm die Ueberreste ihrer Macht zu zeigen.

Mit Wohlgefallen ruhte mein Blick auf diesen acht Medicis, in deren Händen, während eines Zeitraums von mehreren Jahrhunderten, während des Friedens, und während so vieler bürgerlichen und auswärtigen Kriege, die höchste Macht, die jezt Toskana beherrscht, allmälig sich entwickelt hat. Von jenem ersten Einfluß des Verstandes, der Tugend, und des Reichthums an, welcher den Grund zur Herrschaft eines Einigen legt, wuchs sie heran zur

furchtbaren Gewalt des Fürstennamens, der Gewohnheit, und der Ordensbänder, welche der Despotismus vollendet!

In der Galerie zählt man acht und funfzig antike Statuen, neun und achtzig antike Büsten, und drey ebenfalls aus dem Alterthum erhaltene Gruppen, nebst einer beträchtlichen Anzahl grosser Gemälde.

Läßt mich von den Statuen sprechen.

Die erste, die mir auffält, ist ein stolzes Pferd, welches voll Ungeduld aus dem Marmor hervorzuspringen scheint; es fühlt sich endlich geschaffen; mit den Füßen fodert es gleichsam die Erde zu seinem Eigenthum; es verschlingt den Raum mit der schnaubenden Nase, mit der fliegenden Mähne und den funkelnden Augen.

Nähern wir uns diesem Römer, der da redet. Es ist Cäsar: sein ganzer Körper scheint zu sprechen. So schwere Ketten giengen aus diesem beredten Munde hervor?

Bewundernswürdiger Apoll! Lieblichste der Gestalten! Diese Linie des Umrisses, wie sie fließt, wie sie sich verläuft, wie sie zurückkehrt und unvermerkt die Glieder alle verbindet

Süßester, reinster Lebenshauch erfüllt, und trägt und beseelt diese schönen Glieder. Begeisterung thront in diesem Haupte, und die Zukunft enthüllt sich diesem Blick!

Sinne, sinne Phantasie, wenn der Frühling erwacht, im schattigen Hayn, unter Lilas und Rosen, wo der Bach murmelt, wo die Tauber girren, und die Nachtigall singt; nie ersinnest du alle Reize dieser Flora; frisch aufgeblühte Reize sind es, wie die frisch entfalteten Blüthen in ihrer Hand.

Ist dieser schöne Gott Merkur? O sagt, wie war denn Amor gestaltet? Ein so göttlicher Leib empfand kein irdisches Bedürfnis; Lebensgenuß hat er gekostet, so lang es noch lautrer Genuß ist. Seht dieser Formen Harmonie; seht ihre Melodie, zur Zauberarie für das Auge verschmelzt! Gestattet mir diesen Ausdruck; nicht blos in Tönen, auch in Farben und Gestalten ist Musik.

Ein Bacchus steht neben diesem Merkur. Neben dem schönen Merkur ist dieser Bacchus noch schön; Michel Angelo hat Gottheit und Menschheit nahe zusammengerückt. Weibliche Zärtlichkeit würde den Merkur

vorziehen; weibliche Leidenschaft wählt den Bacchus.

Hier ist indessen ein zweyter Bacchus, der den vorigen übertrift. Er stützt sich auf einen Faun. Welche unbeschreibliche Zartheit der Glieder und der Bildung! Ist es nicht eine Erscheinung, die dem schärfsten Blick entschwebt? Gleichsam das Nebelbild, welches nach geraumer Abwesenheit des geliebten Gegenstands in einer zärtlichen Phantasie zurückbleibt? Wie, rief ein Kenner, ist das der berühmte Bacchus des Michel Angelo? Wo ist denn des Weingotts charakteristische Trunkenheit? Wo der trübe Blick? Taumelt er doch nicht einmal! — War Bacchus ein Mensch? frägt' ich ihn wieder.

Ich kann mich bey jeder einzelnen Statue nicht aufhalten; jede hat ihre eigenthümlichen Schönheiten; jede hat Schönheiten, die allen gemein sind. Bey allen ist das Nackte wahres Fleisch, die Gewänder sind wahre Stoffe, die man in Gedanken dem Marmor abzieht, welchen sie verschleyern; mehr als Schleyer sind auch die gröbsten dieser Gewänder nicht.

Der Meissel und das Genie verschiedener Künstler geben hier jener unnachahmlichen Linie, womit die Natur den Menschen entwarf, die lieblichsten Formen, die geschmeidigsten Bewegungen, die weichsten Wellenzüge. Sie bildet keinen Winkel; in Umrissen verschwindet sie, in Umrissen kehrt sie wieder zurück; sie hört nicht auf, sie hemmt das Auge nicht, sondern Gestalten gehen in Gestalten über. Aehnliche Uebergänge hat der Styl großer Schriftsteller. Allein wer lehrte die Griechen alle Eigenschaften dieser schaffenden Linie, wo schöpften sie diese tiefe Kenntnis von allem, was sie zur Befriedigung des Anschauens hervorzubringen vermag? War es Vollkommenheit der Kunst? Oder zeichnete selbst die Natur ihnen diese Linie auf den menschlichen Körpern vor, welche sich in ihrem Lieblingsklima entwickelten? Waren die Griechen nur Nachahmer, oder Selbsterfinder einer glücklicheren, vollkommneren Natur?

Bardinellis nachgeahmter Laokoon hält mich nicht auf, der ächte Laokoon ist in Rom.

Auf dem Rückwege werft noch einen flüchtigen Blick über jenes Heer von Kaisern und Kaiserinnen, deren Büsten hier prangen. Schlagt die Augen nieder, hier ist Antinous; wendet sie weg, das ist Nero; aber dort kommt Mark-Aurel, dort laßt sie ruhen! Jetzt mögen sie hingleiten über diesen Haufen von Namenkaisern eines Tages, über den Köpfen der Hydra Tyranney, die drey Jahrhunderte lang nach einander dem Weltkreis erschienen. Vor diesem Auge, vor jenem Munde, vor solchen Augenbraunen und Stirnen zitterte so manches Jahrhundert hindurch das Menschengeschiecht; auf ihren kleinsten Wink strömte Blut und strömten Thränen von einem Ende der Erde zum andern.

Heiter wird mein Auge, wenn ich Euch erblicke, Trajan, Titus, Mark-Aurel! und froher schlägt bey Euren Namen des Weltbürgers Herz.

Acht und zwanzigster Brief.

Florenz.

Dieses Gemälde vergesse ich nimmermehr! Jesus hängt am Kreuze; seine Mutter zu seinen Füssen blickt ihn an. Aber unbekümmert ist ihr Blick, als säh sie nicht den Sohn, und nicht den gekreuzigten Menschen. Erhabene Gleichgültigkeit! Sie wußte um das Geheimniß dieses Todes, dachte Michel Angelo.

Wozu diese Arabesken auf dem Plafond? Wozu diese kleinlichen Schnirkel? Schnirkel am Plafond der florentinischen Galerie! — „Sie sind von Michel Angelo." — Wenn gleich; hinweg mit ihnen, sag' ich, und bringt sie in die Kabinetchen unsrer Pariserinnen. Bey Michel Angelos Arabesken fallen mir Corneilles flüchtige Aufsätze ein.

Ists möglich? Neben dieser Sammlung der schönsten Ueberreste des Alterthums eine Sammlung von Porträten? Eins von beiden,

ihr Künstler! ruhende schöne Natur, oder gemeine Natur in Bewegung. Alles übrige hat nur für einen Ort und nur für ein Jahrhundert seinen Werth; alles übrige ist vergänglich.

Hat der bessere Kunstgeschmack es nicht verhüten können, daß unter so vielen vortreflichen Gemälden, diese Venus eine Stelle fand, diese Venus, die den Liebesgott kämmt? Muß Amor sich kämmen lassen? Ein Rosenblatt dürft ihr in Amors Locken suchen; als er den Bogen spannte, schüttelt' er ein Rosenblatt aus seinem Kranze.

Kommt! wir wollen noch einmal vor diesem reizenden Merkur vorübergehen, um diese Venus zu verwischen.

Neun und zwanzigster Brief.

Florenz.

Gestern habe ich die Corilla gesehen, die berühmte improvvisatrice Corilla, von der man in Europa so viel Lärm gemacht, und die man vor einigen Jahren auf dem Capitol gekrönt hat, wo ehedem Petrarch dieselbe Ehre erhielt, und wo man sie dem Tasso zugedacht hatte.

Ich bin aber viel zu spät gekommen. Der Vulkan ihrer Einbildungskraft ist erloschen; er sprüht nur noch von Zeit zu Zeit Funken.

Sie las mir einige von ihren Sonnetten vor, deren Schönheiten ich nicht alle haschen konnte. Die Wahrheit zu gestehen, ich entdeckte eben nicht viele daran, sie schienen mir leer an Gedanken, Gefühlen und Bildern.

Die Italiener lassen sich hinreissen und täuschen von ihrer weichen, wohlklingenden Sprache. Wenn sie nur das Ohr durch ihre Töne berauscht, so verlangen sie weder Empfin-

dung noch Verstand; ungefähr wie wir es mit unsern hübschen Weibern, und mit der komischen Oper machen.

Daher, so oft sie sprechen, der überschwängliche Wortreichthum bey der jämmerlichsten Armuth der Begriffe. Anstatt einen Gedanken in die geringste Anzahl von Worten zu kleiden, ersaufen sie ihn darin; und wenn man sich die Mühe nimmt, ihre schwülstigen Redensarten zu zergliedern, findet man zur Noth kaum einen Sinn.

Nichts ist leichter als im Italienischen zu improvvisiren. Jede Redensart dieser Sprache kann einen Vers abgeben, auf jedes Wort findet man einen Reim, einen Wiederhall. Auch fordert man nicht von einem Improvvisatore, daß er selbst denken, oder bey andern Gedanken erwecken soll; genug, wenn ein ziemlicher Vorrath von Gemeinplätzen ihm Veranlassung giebt, Worte herauszusprudeln.

Dem Dichter aus dem Stegreif ist es überaus vortheilhaft, wenn er singend improvvisirt; indes die Stimme modulirt, haben die Begriffe Zeit sich zu entwickeln, und die Bewegung des Singens selbst regt sie an;

denn Seele und Leib bewegen einander wechselseitig, wie Reiter und Roß. Giebts Lärm am Klavier oder in einem Hirn; gleich tönen beide mit.

Die Italiener fühlen zum Theil das Unbequeme der überhäuften Selbstlauter in ihrer Sprache.

Einen Dichter, welcher sich auf diesen Ueberfluß viel zu gute that, erinnerte ich, daß die besten italienischen Schriftsteller die Selbstlauter am Ende des Worts hinweglieſſen, und dafür die Mitlauter vermehrten, um Einförmigkeit zu vermeiden, Licht und Schatten besser zu kontrastiren, und ihrem Ausdruck gleichsam eine Radsperre einzuhängen, damit er nicht zu schnell über den Selbstlautern hinunterrolle.

Es waren mehrere gelehrte Italiener zugegen, die mir beytraten; allein der Poet ließ sich nicht irre machen.

„Lieſſe man Ihnen die Wahl, rief er, zwi„schen einer Sprache von lauter Vokalen und „einer andern von lauter Consonanten; wür„den Sie nicht lieber in der erstern schrei„ben?“ Fragen Sie mich doch auch, gab ich

ihm zur Antwort, ob ich zum Malen, lieber nichts als Rußfarbe, oder nichts als Rosenfarbe nehmen möchte? Ich müßte Ihnen antworten, daß ich unmöglich wählen könne, weil mir beide unentbehrlich wären.

Corilla ersuchte Herrn Nardini, den berühmtesten italienischen Tonkünstler, sich auf seiner Geige hören zu lassen. Dieses Instrument ist vielmehr eine Stimme, oder es hat eine Stimme; es berührte Saiten in meinem Ohr, die noch nie gebebt hatten. Wie unbeschreiblich zart weiß Nardini die Luft zu zertheilen! wie meisterhaft lockt er die Töne seiner Saiten hervor! Wie kunstreich behandelt er die Tonleiter! Wie gelingt es ihm, die reinen Töne darzustellen!

Dreyßigster Brief.

Florenz.

Zum viertenmal komm ich her sie zu schauen, und immer sah ich sie noch nicht. Seit zwey Stunden haftet mein Blick auf ihr; des Schauens werd ich nicht müde. Malen möcht' ich sie, aber ich kann sie nicht einmal beschreiben. Sie entschlüpft dem Pinsel, dem Meissel und der Rede. Es giebt keine Worte unter den tausend Sprachen sterblicher Menschen, um so viel Reize darin abzumodeln. — Ihr merkt wohl, daß ich die Venus von Medicis meyne!

Da sitz ich vor ihr, die Feder in der Hand. Denkt Euch etwas tausendmal schöneres als das schönste was Ihr je gesehen; denkt Euch das rührendste, das je Euer Herz durchbebte, tausendmal übertroffen; denkt Euch tausendfach erhöht Euer höchstes Entzücken: das wäre die Venus von Medicis.

Alles ist Venus an ihr. Unterscheidet Ihr etwas, so ist es Grazie.

Jugend blüht und Göttlichkeit stralt aus diesem zarten Körper hervor.

Glaubt nicht, ich übertreibe. Ich rede ohne allen Enthusiasmus. Seht selbst diesen Kopf. Athmet nicht aus jedem Zuge Wollust, wie aus jedem Rosenblätchen Rosenduft?

In welchem Labyrinth von Schönheiten verliert und verirrt sich das Auge! Es steigt oder gleitet vielmehr hinab von Schönheit zu Schönheit, von Grazie zu Grazie, von Reiz zu Reiz, entlangs der zartesten Linie, die sich von der Höhe der göttlichen Stirne bis zur Zehspitze des göttlichen Fußes erstreckt; es kann nichts wählen, kann nirgends innehalten; es darf nicht auf diesen Fingern ruhen, so zart sind diese Finger; es darf sich nicht senken in diesen Busen, er ist so rein!

„Aber Glut der Sinne, wen ergreift sie „nicht, beym Anblick der mediceischen Ve„nus?“ Nicht den Mann von ächtem Gefühl. Venus rührt und bewegt und erwärmt; Begierden entzündet sie nicht. Sie entfaltet im Herzen jene reine Wollust der Zärtlichkeit, die

noch kein Verlangen kennt, jene sanfte, spielende Flamme der aufkeimenden Liebe.

„Aber nackt ist doch Venus?“ — Wenn Euch ihre Schamhaftigkeit nicht sichtbarer ist als die Nacktheit!

„Woran mag Venus denken?“ — Sie denkt nicht: Venus empfindet nur.

Wie gefällig ist diese weiche Schmiegung des Körpers! Wie anmuthsvoll die Schüchternheit, womit sich dieser Fuß hinter dem schönsten Knie verbirgt! Venus ist herabgestiegen zur Erde, doch berührt sie kaum die Erde.

Wenn ich mich so in Betrachtung dieser Venus vertiefe, glaube ich manchmal, sie sey es selbst, und fühle etwas unnennbares, das mich verwirrt.

In allem was man liebt, sagt man, sey etwas Weibliches; ich behaupte, in allem was reizend ist, findet sich etwas von der mediceischen Venus.

Ein und dreyßigster Brief.

Florenz.

Erinnert Ihr Euch Jacobs des Zweyten? des unglücklichen Hauses Stuart? des von Frankreich erst unterstüzten und dann verlassenen, zu Rom aufgenommenen und bald vergessenen Prätendenten?

Daß doch diese kalte Vernachlässigung das allgemeine Loos der Unglücklichen ist! Daß selbst die göttlichen Triebe des Mitleidens dem Wankelmuth gemeiner Leidenschaften unterworfen sind!

So hört denn weiter: Dieser Prätendent ist ein Greis, den die Last seiner Jahre, seines gebrechlichen Körpers, seines Unglücks, und vor allem, die schwere Last des Namens Stuart drückt. Den Grafen * * * nennt man ihn jezt in Florenz, wo er gebeugt unter allen Trübsalen des Alters seine Laufbahn beschließt, die Laufbahn eines Mannes, der es nie vergessen konnte, daß seine Vorfahren Könige waren. Sterbend noch werden seine Blicke

jene Krone suchen, die er nur im Siegel und auf den Feldern seiner Kutsche führen durfte.

Seit geraumer Zeit lebte der alte Mann in Rom von einem Hofstaat und einer Leibwache umgeben; nur den Königstitel versagte man ihm. Eines Tages verläßt er Rom und geht nach Florenz, wo man seine Majestät eben so wenig anerkennt, wo er aber keinen Hof und keine Garden hält. Hieher berief er die Herzogin * * * seine Tochter, und mit ihr alle Tugenden, die einen abgelebten, alten Mann, einen unglücklichen Vater und selbst einen entthronten König aufrichten können. Wenn es zur Wiederbesteigung des Throns ihrer Ahnherren nur Herzen bedürfte, so bestiege sie ihn bald; denn sie ist die Güte selbst, nicht die Güte der kalten Vernunft, sondern jene huldreiche, entzückende, angebetete Güte des Herzens, die so viele Tugenden voraussetzt, und selbst keine scheinen will.

Möge die Herzogin glücklich seyn! Möge ihr Vater vergessen, daß der Name Stuart je ein Königsname war! Möchten doch alle Menschen sich daran erinnern, indem sie seine Tochter sehen!

Die Herzogin zeigte mir die Geschenke, welche Ludwig der Vierzehnte Jakob dem Zweyten bey seiner Ankunft in Frankreich gab. Einen König zwang das Schicksal Geschenke anzunehmen; doch Ludwig der Vierzehnte war der Geber.

Sie zeigte mir auch die Toilette von Gold, welche die Königin am Abend ihrer Ankunft in ihrem Zimmer fand. Die Zeiten haben sich sehr geändert, sagte sie. Das hätte jede andre auch gesagt. Nicht doch! sie lächelte dazu.

Es ist rührend, mit welcher Sorgfalt sie ihren Vater pflegt. Wenn der Alte sich erinnert, daß sein Name einst ein Herrschername war, rinnen seine Thränen nicht allein, die Herzogin weint auch mit ihm.

Sie hat eine Hofdame bey sich; der Graf einen Stallmeister, einen gewissen Lord. Diese beide machen ihren ganzen Hof aus, allein jeder Wohldenkende zollt ihnen die Ehrerbietung, welche das Unglück, das Alter und die Tugend einflößen.

Hier schließe ich meinen Brief. Ich mag mich dieser süßen Schwermuth noch nicht entreissen.

Zwey und dreyßigster Brief.

Florenz.

Wenn Ihr nicht wollt, daß Lüsternheit und Sittsamkeit zugleich in Euch erröthen, so betretet nie des Hermaphroditen Kammer. Kaum wag ich es, ihn gar zu schön zu nennen. Verdopple deinen Schleyer, züchtige Schöne! in diesem zu berufenen Kabinet.

Eile, wer Giovanni di Bolognas Merkur von Erz noch sehen will, eh er davon fliegt. Ha! welche Leichtigkeit! Es war ein sinnreicher Einfall des Künstlers, seinen Merkur auf einem kleinen Stückchen Erz schwebend zu erhalten, welches den Athem des Boreas vorstellt. Man sieht den Götterboten frey in der Luft und fürchtet nichts für ihn; man fühlt, er müsse aufwärts steigen.

Dieser Lieblichkeit der Gestalt, dieser Zartheit des Ausdrucks wird man nicht müde. Doch verlaß ich den Merkur für den Knaben Herkules.

Zurück, weit zurück, ihr andern Künstler! Ihr bildet nur das Gegenwärtige; wer den Herkules als Kind zu formen wußte, der schuf die Zukunft. Wir sehen ahndend und vorempfindend im zehnjährigen Götterknaben den dreyßigjährigen Herkules.

Diese Gemälde der flämischen Schule, diese andere Statuen und Brustbilder übergeh ich; was kümmert mich der Künstlerpöbel!

Was konnte Alexandern so tief verwunden, daß auf dieser Büste tiefer Schmerz sein Antlitz entstellt? Alexander, Du verheertest die Welt; aber ich sehe, sie ist gerächt!

Hier ist Brutus; zwar nur im ersten Entwurf. Was lese ich unter seinem Brustbild? „Michel Angelo ließ diese Büste „unvollendet; denn plötzlich entsann er sich „des Verbrechens, welches Brutus begieng, „und der Meißel fiel aus seinen Händen." Welche Sklavenhand verfertigte diese Inschrift? Leopold! Du hast keinen Brutus zu fürchten; warum littest Du, daß man ihn schmähte?

Schade, daß diese Büste nur entworfen ist; und dennoch, wie leuchtet nicht schon die

göttliche Seele hervor! Wieviel vom Brutus hat nicht schon dieser Entwurf! Die Einbildungskraft eines Michel Angelo war einem solchen Gegenstande gewachsen.

Wer könnte die Galerie verlassen, ohne die traurige Geschichte der Niobe, im Marmor erzält, zu betrachten?

Die ganze Familie der unglücklichen Niobe, vierzehn Personen stark, befindet sich in einem besondern Saal. Einer von ihren Söhnen ist bereits von Apollos Pfeil durchbort. Sein Platz ist in der Mitte des Saals; dort liegt er ausgestreckt, in seinem Blute schwimmend, todt! Die übrigen, von Todesschrecken überfallen, fliehen, verbergen sich, oder bleiben stehen. Auf dieser Stirne ist Entsetzen lesbar; in diesem Blick eine Drohung, in einem dritten Tod; und auf Niobes Gesicht die ganze Seele der Mutter, die zu gleicher Zeit alle ihre Kinder umkommen sieht. Schön und erhaben ist die Mutter in ihrem Schmerz. In ihren Armen sucht sie ihre jüngste Tochter zu verbergen, ein reizendes Geschöpf, von dem man nur die Schultern sieht. Möchte man nicht sagen, der Künstler habe seine ganze

Kunst aufgeboten, um durch ihre Schönheit den erzürnten Apollo zu erweichen?

Der Grosherzog hat diese Statuen in einen gemeinschaftlichen Saal stellen lassen. Es wäre vielleicht möglich gewesen, sie mahlerischer zu gruppiren. Sie hätten nicht symmetrisch im Kreise stehen müssen. Am besten hätte man sie vertheilt; einige oben auf den Felsen; andere am Abhang, noch andere ganz unten; so hätte man sie fliehen gesehen.

Einige Gemälde müssen wir doch besehen; allein sie kommen hier den Statuen nicht bey. Der Marmor hat in dieser Galerie bey weitem den Vorzug vor der Leinwand.

Diesem Joseph muß man indes zur Ehre nachsagen, daß er wirklich flieht, wo die meisten andere nur weggehen. Er hat gesiegt, denn er hat widerstanden. Es ist ein rührender Anblick um den Kampf zweyer Affekten, die so viel Theilnahme erwecken, auf einem schönen Gesicht.

Das sind wahre Thränen im Auge des heiligen Franciskus; schon wollen sie hinunterrollen.

Der Pilatus dort, welcher Jesum zurücksendet, ist treflich gedacht. Der alte Richter sitzt da auf seinem Sessel und wäscht sich die Hände in einem Becken, welches man ihm vorhält. Während dieser Handlung richtet er die Augen ein wenig in die Höhe, und ein Seitenblick, der auf Jesum fällt, scheint zu sagen: „Der Mensch da, mag wohl soviel nicht gethan haben; meinetwegen können sie ihn hinrichten, ich habe nichts damit zu thun.“

Dieser Maler hatte es vermuthlich darauf angelegt, daß man ausrufen sollte: „wie rührend ist diese Magdalene!“ Da hätte er aber keine blos reizende, sondern eine schöne Magdalene malen sollen. Gleichwohl übertrift sie alle andere Magdalenen. Wie reuevoll ist nicht dieses holde Gesichtchen! Wie bußfertig fließen diese schönen Thränen! Sie sizt zur Hälfte im Schatten, an einen Felsen gelehnt, gänzlich entkleidet, in ihren Schmerz versunken und in ihre Haare geschleyert, göttliche Locken, die ihren ganzen Körper umfließen.

Drey und dreyßigster Brief.

Florenz.

Gerne möcht ich Euch das Naturalienkabinet beschreiben, welches der Grosherzog seit zehn Jahren mit neuen Gegenständen bereichert und worüber Herr Fontana die Aufsicht führt.

Funfzig Zimmer sind bereits mit den Schätzen dieser Sammlung angefüllt, und funfzig andere sollen noch angefüllt werden.

Es läßt sich nicht sagen, wie geschmackvoll, in welcher vortreflichen Ordnung, wie zweckmäßig alles vertheilt und aufgestellt ist. Alles ist nicht nur sichtbar, sondern alles tritt hervor und ruft den Zuschauer herbey.

Die Schränke des Kabinets sind im Grossen, was die Fächer in Fontanas Gedächtnis seyn mögen, worin er seine Naturkenntnis aufbewahrt.

Ich ward es nicht überdrüßig diese Zimmer durchzugehen, aus einem Naturreich ins andere zu wandern, alles zu durchsuchen, alle

verborgene Schätze der Natur zu betrachten, ihr zu folgen, wie sie in unzäligen Abstufungen den organisirten Wesen bald mehr bald weniger Beweglichkeit verleiht, und in eben dem Maaße wieder Bewegung von ihnen empfängt, da sie schneller oder langsamer, durch alle mögliche Gestalten, das schöne Phänomenenspiel des Lebens spielen.

Beym Menschen hielt ich mich am längsten auf. Eine Wachscomposition, deren man sich hier bedient, bildet ihn vollständig ab; und vielleicht ist sie so vortheilhaft zu diesem Endzweck als das dauerhaftere Erz. Zuerst sieht man die verborgensten Theile dieser höchst zusammengesetzten Maschine einzeln und zerstreut; hernach aber näher zusammengerückt, vereinigt, und in der Verbindung, worin sie zum Leben des Menschen, und zur allgemeinen Oekonomie des menschlichen Körpers wirken.

Mit diesen Gegenständen sind ungefähr zwölf Zimmer angefüllt, und gewissermaßen könnte man sagen, daß bey der Verfertigung dieser Copie des Menschen, jedes Pünktchen einen ganzen Leichnam gekostet hat. Es sind gegen tausend menschliche Körper dazu ge-

braucht worden. Die Arbeit und Geduld, die man darauf verwendet hat, waren jedoch eines solchen Denkmals würdig.

Der Kaiser ist damit so zufrieden gewesen, daß er ein zweytes Werk von eben dieser Art bestellt hat. Drey Jahre gehen mit der Verfertigung hin; ich habe die Künstler damit beschäftigt gesehen.

Ich bedaure sehr, daß ich auf dieses Model des Menschen keine längere Zeit verwenden konnte. Indem ich das Nervensystem betrachtete, schien es mir deutlich zu werden, daß dort noch große Geheimnisse verborgen lägen. Es gereicht der Philosophie zum größten Vorwurf, daß sie noch nicht tiefer in die Physik des Menschen eingedrungen ist, denn der moralische Mensch liegt ganz darin verborgen. Der äussere Mensch ist alles, was sich vom innern offenbart.

Könnte ich doch meinem Nachdenken über diesen herzerhebenden Gegenstand freyen Lauf gestatten!

Wie gern erforschte ich alle diese Erz- und Metallstufen, grübelte über ihre verschiedenen Schicksale, und über den ausserordentlichen

Einfluß den das Eisen sowohl als das Gold sich in unseren Angelegenheiten erworben hat!

Ich untersuchte gern jene seltsamen Geschöpfe die im Mutterkorn vorhanden sind, und daselbst im Zustand der äussersten Ausdörrung alle Erscheinungen einer todten Materie an sich tragen, aber dem ungeachtet organisch sind, und leben, oder vielmehr zum Empfang des Lebens geschickt sind.

Herr Fontana wollte vor meinen Augen einen Versuch damit anstellen, wozu man nur einen Tropfen Wassers bedarf. Er hütete sich wohl, diesen Tropfen auf jenen Thierstaub fallen zu lassen, damit er die Thierchen nicht im Fallen erdrückte; sondern allmählig bringt er den Tropfen auf einer Nadelspitze mit ihnen in Berührung, und allmählig durchdringt die Feuchtigkeit das kleine Thierchen. Die Atomen, aus welchen es gebildet ist, nähern sich, verbinden sich zu einem Ganzen; die Bewegung ist da, durchdringt alle Theile, bringt sie in Umlauf, — und das Thierchen lebt.

Die Folgerungen aus dieser Erfahrung sind von der äussersten Wichtigkeit, und werfen

ein helles Licht auf Leben und Tod der Materie.

Herr Fontana getraut sich aber nicht, darüber zu schreiben, aus Furcht excommunicirt zu werden. Das ganze Ansehen des Grosherzogs würde ihn von den Folgen der Excommunication nicht retten können, so groß ist ihre Macht noch selbst in Toskana.

Uebrigens greift das System des Herrn Fontana keines von den Dogmen der Religion an; allein in Rom fürchtet man sich schon vor dem bloßen Wörtchen Vernunft.

Ehe ich das herrliche Kabinet verlasse, werfe ich noch einen Blick auf jenen sonderbaren Stein, der zuvor Wasser gewesen ist. Das Wasser, welches aus diesem Springbrunnen in ein Gefäß rinnt, ist in Zeit von einer Stunde zu Stein geworden.

Herr Fontana hat im Labyrinthe der Natur neue oder sichrere Bahnen eröfnet. Unglücklicherweise verhindern ihn seine vielfältigen Arbeiten und die Nähe Roms am Schreiben; die letztere benimmt ihm oft sogar den Muth zum Denken.

Herr Fontana ist einer von den Köpfen, in denen alles rein, hell und methodisch geordnet ist; die Gläser, durch welche er die Natur betrachtet und studirt, sind nicht gefärbt; er sieht nie mehr als was wirklich da ist.

Herr Fontana steht zu Florenz und zumal bey dem dortigen Adel in keinem Ansehen. Der toskanische Adel verachtet die Philosophen, denn er ist nicht einmal aufgeklärt genug, um sie zu hassen.

Vier und dreyßigster Brief.

Florenz.

Welche ungeheure Masse, welche Höhe, welcher Umfang! Hat man denn einen ganzen Berg von Marmor behauen, um diese Kathedralkirche zu bilden?

Beym Eintritt schwingt sich die Einbildungskraft auf dem ersten Blick in die Wolken; allein mit dem zweyten sinkt sie wieder hinunter, denn die schwachen gothischen Säulen unterstützen sie nicht.

Die Gothen verwechselten die Begriffe; das Große war ihnen schön, und das Ungeheure groß. Mich dünkt, nach dieser Bestimmung dürfte man von unsern französischen Schriftstellern in Versen und in Prose behaupten, sie schreiben fleißig im gothischen Geschmack.

Das Ebenmaaß allein ist nicht das Schöne, allein es giebt nichts Schönes ohne Ebenmaaß.

Die Natur, sagt man, thut keine Sprünge; auch hierin sey also die Kunst ihre Nachahmerin!

In der St. Johanniskirche (il batisterio), welche nur zwanzig Schritte von der Kathedralkirche entfernt ist, hat man diese Regel genau befolgt. Jede Facciate ruht auf zwo Säulen, und das ganze Gebäude strebt auf sechzehn Säulen empor. Im Mittelpunkt entsteht dadurch ein weiter Raum, woselbst durch eine einzige Oefnung in der Mitte des Gewölbes ein feyerliches, schauerliches Licht hineinstralt, und sich im Tempel verbreitet.

Thore von Erz verschließen diesen schönen Tempel. Das Schnitzwerk darauf ist so bewundernswürdig, daß Michel Angelo sagte, diese Thore verdienten die Thore des Himmels zu seyn.

Horaz mag mirs nicht übel nehmen; allein diese Thore von Erz werden seine Verse überleben; die Zeit kann sie nicht verzehren; es sind bereits mehrere Jahrhunderte daran vorübergegangen, ohne die Spur eines Tages darauf zurück zu lassen.

Fünf und dreyßigster Brief.

Florenz.

Was man nicht unbesehen lassen darf, ist der Poggio imperiale; ein Lustschloß, wo der Grosherzog bisweilen einen Theil des Sommers zubringt.

Es hat von aussen nichts in die Augen fallendes; die Gärten sind nichts weniger als prächtig; allein rund umher liegen wohlbebaute Gefilde, die wahren Gärten guter Regenten.

Wenn sich der Grosherzog zum Poggio befindet, steht keine Schildwache vor der Thüre; es sieht aus, als ob der Fürst bey seinem Volke zum Besuch wäre.

Des Sonntags versammelt sich das Volk aus der Stadt und vom Lande, läuft nach dem Poggio, trinkt und singt und lacht vor den Augen seines Fürsten. In andern Ländern versammelt sich auch das Volk; allein es geschieht, um seinen Kummer eine Zeitlang zu vergessen; hier hat es einen andern Endzweck, es will sein Glück recht genießen.

Der Grosherzog geht oft mitten unter seinem Volke spatzieren. Er nimmt Antheil an den Volksfreuden und dadurch giebt er ihnen neues Leben; er achtet es nicht zu geringe, Freuden zu kosten, die zwar nicht verfeinert sind, aber wahrhaft empfunden werden, und ihm selbst großentheils ihre Entstehung verdanken.

Der Grosherzog hat ein sicheres, einfaches Mittel erfunden, um zu verhüten, daß man keine Beschwerde gegen die Beamten zu führen habe; es besteht darin, daß jeder sich über sie beschweren darf. In den Mauren seiner Palläste hat er Oefnungen machen lassen, durch welche die schüchternste Klage bis zu seinem Ohr gelangen kann; diese Oefnungen sind Zugänge für die Wahrheit.

Der Grosherzog regiert nicht für den Adel, nicht für die Reichen, nicht für die Minister, sondern für sein ganzes Volk; er ist ein Fürst, im wahren Verstande des Worts.

Sechs und dreyßigster Brief.

Florenz.

Die Kaiserliche Bibliothek besteht aus lauter Handschriften, denen man einen blos eingebildeten Werth beylegt, denn sie sind alle långst gedruckt.

Was liegt im Grunde daran, ob eine Handschrift tausend Jahre alt sey, wenn sie unbrauchbar geworden ist? Beurtheilt doch der Grosherzog den Adel nach diesem Grundsatz.

Es ist eine arge Krankheit des menschlichen Geistes, für das Alterthum einen hohen Grad der Ehrerbietung zu hegen, die sich bald gegen alte Denkmåler, bald gegen alte Gebråuche und Meynungen, bald gegen den Abstamm der Menschen åussert.

Man zeigte mir mit großer Feyerlichkeit eine Handschrift des Justinianischen Gesetzbuchs; sie soll zwar nicht die erste, aber doch die ålteste annoch vorhandene seyn. Um mich über diesen Punkt zu belehren, hätte ich nur

ein paar kleine Abhandlungen, nach italienischer Art, in einem dicken Folianten, lesen müssen; unglücklicherweise war ich ein wenig eilig.

Das Bibliothekgebäude ist sehr schön, und der Handschriften, wenn sie noch nicht gedruckt wären, würdig. Michel Angelo war der Baumeister, und starb darüber ohne es zu vollenden. Nun bleibt es auf immer unvollendet. Unterstehe sich einer, ein Denkmal auszuführen, das Michel Angelo begann, oder ein Gedicht zu endigen, wozu Virgil den Anfang machte!

Florenz war Michel Angelos Wiege; er verlebte dort einen beträchtlichen Theil seines Lebens. Michel Angelos Hand hat mit patriotischem Eifer die Hälfte dieser Palläste, dieser Tempel, dieser Denkmäler berührt. Ueberall wird man ihren Eindruck gewahr, den die Zeit nirgends auslöschen kann.

Mich ergrif ein heiliger, ehrfurchtsvoller Schauer, beym Eintritt in die ehemalige Wohnung dieses großen Mannes, in sein Heiligthum sollt' ich sagen. Die berühmtesten Maler haben ihre Freude daran gehabt, es mit

Schilderungen seiner schönsten Thaten auszuschmücken; denn Michel Angelo war es werth, mit so großen Talenten begabt zu seyn. Es schadet diesen Gemälden, daß Michel Angelos eigene Werke in der Nähe, und jedermann im frischen Andenken sind.

Sieben und dreyßigster Brief.

Florenz.

Der Pallast Corsini ist ausserordentlich prächtig und insbesondere reich an Gemälden. Drey davon muß ich Euch nennen.

Das erste ist die Dichtkunst. Sie ist mit Lorbeer gekrönt, und so edel, so einfach, so schön, so ganz Dido, daß man sie für die Muse Virgils halten möchte. Sie entsproßte dem zarten Herzen, der sanften Einbildungskraft, der geduldigen Hand eines Carlo Dolce.

Neben diesem Stücke sieht man einen Sankt Sebastian von demselben Meister, und man läuft hinzu, um ihm die Pfeile auszuziehen.

Das dritte Gemälde ist in einem sehr verschiedenen Geschmack und von einer ganz andern Hand; es ist vom Alban. Ihr erwartet also die Grazien und Liebesgötter, und irrt Euch nicht, denn die Liebesgötter und die Grazien verließen nie den Alban.

An einem schönen Abend führt er hier die Liebesgötter in ein Thal, durch welches ein Bach sich schlängelt. Entlangs den Gestaaden, auf beblümten Auen wetteifern sie lachend mit Gesang und Reihen zum Gelispel einer Flöte: Silen, der alte Zecher ist es, der ihnen die Flöte bläst; einer von den Amoretten liegt noch auf dem Rasen und horcht und sieht ihm zu; die andern winken ihm zu kommen, er will sie nicht hören.

Dieses Bild hat sehr viel Reizendes. Die Amoretten sind schön wie — Amoretten. Der alte Silen, mit seinem Ernst, macht einen vortreflichen Contrast.

Ich habe mich hier auf der Wiese mit Silen und den Amoretten eine Stunde lang verweilt.

Acht und dreyßigster Brief.

Florenz.

Wie erklärt man das politische Phänomenon, daß es in Toskana einen Adel, keine Truppen und einen Selbstherrscher giebt?

„Das Volk in Toskana ist glücklich.“

Die Fürsten haben das unfehlbarste Mittel in Händen, die Aristokratie in ihren Staaten zu unterjochen; sie müssen nur das Volk gegen die Aristokratie wafnen; und das sicherste Mittel dazu besteht darin, daß man das Volk glücklich macht.

Die Großen wüthen vergebens, wo das Volk nicht seufzt; vergebens empören sie sich, wo das Volk ruhig bleibt. Fürsten wollen unumschränkt regieren; der Adel will unabhängig, und das Volk will glücklich seyn.

Nichts vermag einen Aufstand unter dem Volk zuwege zu bringen, ausser dem Elend und dem Fanatismus. Der Pöbel in Rom war glücklich, und Nero lebte.

Womit hat denn der Grosherzog seine Unterthanen glücklich gemacht?

„Mit Brod, Schauspielen und Gerechtigkeit.“ Er hat Manufakturen errichtet, wo das Volk seine Zeit nützlich hinbringt; Theater, wo es die Zeit vergißt; Hospitäler, wo es Genesung findet, und Tribunäle, welche unpartheyisch zu richten scheinen.

Mit den Waffen des öffentlichen Wohlstands gerüstet, hat der Grosherzog alle Vorrechte des Adels angegriffen und über den Haufen geworfen. Durch die Aufhebung der Bruderschaften hat er die lezten Wurzeln der Demokratie ausgerottet, und indem er die Senatoren aussterben ließ, hat er der Aristokratie den lezten Stoß versetzt.

Von nun an giebt es in Toskana nur eine Klasse von Unterthanen und nur einen Herrn.

Der Grosherzog hat sich selbst die Nothwendigkeit gut zu regieren auferlegt; er darf keinen einzigen Fehler begehen. Die ganze politische Macht ist in seinen Händen, folglich ist die Republik schon fertig. Um frey zu seyn, fehlt dem toskanischen Volke nur ein Tyrann; einen Despoten hat es schon.

Es liegt im Wesen der politischen Macht, daß sie wechselweise strebe, sich in der Person eines Einigen zu sammlen, oder in die Hände vieler zu zerstreuen. Die ganze Geschichte ist nichts anders als diese Erscheinung.

Der Grosherzog läßt es übrigens nicht dabey bewenden, daß er der Aristokratie das Glück des Volks entgegen setzt; er hat auch ein scharfes Auge über sie.

Er sieht gleichsam im innersten der Seele einen misvergnügten Gedanken vorübergehen, und durch ein einziges Wort hemmt er seinen Fortgang. Man warf ihm vor, daß er Kundschafter halte; er antwortete: „ich habe keine „Truppen."

Der Adel in Toskana ist auch nicht unruhig. Sein Müßiggang, die Quelle aller aufrührerischen Bewegungen wird doch durch die Oper, die Andacht und das Cicisbeat unterbrochen.

Haben indes die Adlichen ihre Hofnungen verloren, so bleiben ihnen vielleicht noch Erinnerungen übrig. Noch sind einige von ihnen am Leben, die einmal regiert haben, die einmal frey waren, oder einst zu einer Verschwö-

rung gehörten. Dergleichen Namen sind jederzeit furchtbar. Wie warf man den Funken in Brutus Seele? Man rief ihn bey Namen: Brutus, du schläfst!

Neun und dreyßigster Brief.

Florenz.

Eben sah ich ein Gemälde des Corregio. Es übertraf alle seine Gemälde. Dafür ist es auch das Conterfey seines Meisters, Amors.

Amor ist es; nicht mehr in der Unschuld seiner Kindheit, sondern in seiner jugendlichen Grazie. Er rührt nicht, er entzückt. Im sechzehnten Jahr ist er, meyn' ich, noch nicht; aber Ihr mögt wohl vermuthen, daß er aus dem vierzehnten ist.

Mit gewandtem Rücken — der Bube ist nackt, und der Bube heißt Amor — den Fuß auf einem Haufen Bücher ruhend (Dichter sind es doch sicher nicht!), spannt er einen Bogen und blickt. Zwischen seinen Beinen umfassen sich zwey kleine Kinder; es sind seine Kinder; das eine lacht, das andere weint, Amor lächelt. Köstliche Allegorie!

Zärtlicher Corregio, welcher glückliche Gedanke ist dir hier in die Spitze deines Pinsels gekommen! Denn in die Spitze deines Pinsels, sagtest du selbst, kamen dir deine Gedanken. Dein Pinsel schöpfte Gefühl aus deinem Herzen, so wie er Farben aus der Natur schöpfte.

Leb wohl, reizender Amor, Sohn der Venus und des Corregio.

Vierzigster Brief.

Florenz.

Ich komme aus dem Pallast Pitti, der Wohnung des Grosherzogs.

Welche Masse! welche Höhe! welcher Umfang in den Gebäuden! Aber diese Höhe, dieser Umfang, diese Masse, den zweyten Blick lassen sie kalt. Das Auge streicht über diese ungeheure Fläche, ohne einen Zierrath zu treffen, ohne auf einen Ruhepunkt zu fallen. Der ganze Pallast scheint ein einziger Stein.

Unstreitig muß in jedem Kunstwerk der Hauptgedanke vorleuchten; sichtbar müssen aber doch wenigstens die Nebenideen seyn.

Wie dem auch sey, so kann es die Phantasie nicht vergessen, wenn sie in der Unermeßlichkeit des Pallasts Pitti herumstreift, daß dies ein Wohnplatz von Fürsten ist.

Man sieht hier so viel Gemälde, daß man endlich nur Ein Gemälde gesehen hat. Ein Monat würde kaum hinreichen sie zu unterscheiden und zu ergründen; in einer Stunde hat man sie durchlaufen.

Eine schreckliche und erhabene Composition ist der Tod des Reichen und der Tod des Bettlers, beide in dem Saal der vier lezten Dinge nebeneinander vorgestellt.

In einem prächtigen Zimmer, auf einem mit Gold gezierten Bett, umgeben von betenden Priestern, nachdenkenden Aerzten, geschäftigen Dienern, schluchzenden Kindern, einer verzweifelnden Gattin, haucht ein Mensch auf Seide und Purpur den lezten Seufzer seines Lebens aus; Unruhe, Bestürzung, Thränen feyern diesen Augenblick: dies ist der Reiche. Dort in dem Winkel einer verfallenen Hütte, in düstern Schatten, auf Stroh, unter Lumpen die mit dem Stroh vermengt sind, hängt etwas blutiges, ungestaltes, von Hunden, die eben davon laufen, halb zernagtes, in zerrissenen Stücken auf die Erde hinunter: das ist der Bettler.

Furchtbare Scheidewand, die das gesellschaftliche Leben zwischen dem Bettler und dem Reichen gezogen hat! Ist jener kühn genug, sie ersteigen zu wollen, dem Reichen näher zu rücken, so steht die drohende Schaar

der Gesetze bereit, ihn dem Elend wieder hinzuwerfen, oder in den Tod zu stürzen.

Nur der Tod ist gerecht gegen beide; seine Sense vermischt sie: der Tod kennt nur eine Menschengattung.

Ich verfiel in Betrachtungen über die Gesellschaft, über die Gerechtigkeit, die so oft nur ein geheiligtes Unrecht ist. Meine Phantasie durchwanderte alle übeln Folgen der bürgerlichen Verfeinerung; sie drang in die Wälder von Kanada, um dort die Wilden zu befragen, was Glückseligkeit ist? In diesem Augenblick fand ich mich in den schönen Gärten des Pallasts Pitti; die ersten Frühlingsblumen dufteten um mich, die Weste wehten mich an mit ihrem ersten Hauch, zartes Grün lebte wieder auf unter meinen Füßen, und es war die Stunde, wo die Nachtigall, zärtlicher und liebevoller, ihre lezten Gesänge wirbelt. Der schöne Abend! Ungern schien sich der Tag von der Natur zu scheiden. Fühlt, mit welchem Entzücken meine Seele jenen schwarzen Bildern entfloh und den Reizen der Jahrszeit und des Orts sich hingab. Mit vollen Zügen athmete ich den Frühling, die

Natur und das Leben ein; ich sah Leben und Liebe überall aufblühen, in jedem Zweig der Bäume, in jedem Blatt des Gesträuchs, in jedem Halm des Grases, in jedem Laut der Vögel. O wie beschämen die Schönheiten der Natur die Pracht der Kunst!

Ein und vierzigster Brief.

Florenz,

Es gab vor einigen Jahren vier Akademien zu Florenz. Sie thaten nichts; vier Akademien waren's.

Der Grosherzog hat sie unter dem Namen der florentinischen Akademie in eine geschmolzen. Aber was halfs ihm, zweyhundert Stellen zu errichten? Er hätte auch zweyhundert Genies schaffen müssen.

Die Verfassung der Akademie taugt wenig diese zu schaffen, noch weniger sie hervorzuziehen. Sie ist in der That monarchisch; sie hat einen beständigen Präsidenten, den der Fürst ernennt; zwey Secretaire, die der Fürst ernennt; zwey Censoren, die der Fürst ernennt. Einer Akademie frommt die demokratische Form allein, weil die Anlagen des Geistes nur durch die Freyheit gedeihen.

Diese Akademie hat wöchentlich zwey Sitzungen, welche öffentlich sind. Die Mitglieder

öfnen wechselsweise die Sitzung mit einer Vorlesung nach eigener Wahl. Hierauf ladet der Sekretair die übrigen, und sogar die Fremden ein, etwas vorzulesen.

Ich habe einer solchen Sitzung beygewohnt. Sie fieng an mit einer Sammlung von Gemeinplätzen über das Leben und die Werke des Galilei. Nichts blieb an dem großen Manne nnbeleyert.

Diese Leyerey der Italiener ist gar widrig. Sie hat eine unleidliche Einförmigkeit, und diese Mischung der Trümmer einer gesungenen Sprache unter die gewöhnliche, macht einen unglücklichen Effekt. Die Italiener und die Anhänger ihrer Sprache müssen wohl nicht wissen, daß es der Seele allein zukömmt, nach den Gefühlen die sie ausdrücken will, die Modulation, die Noten der Rede einzurichten. Jene künstlichen Abwechselungen stossen die Töne der Natur zurück, und machen sie unkenntlich. Für diese bleibt kein Raum mehr; die Rede entsteht dann nur noch auf den Lippen, und weiter kömmt sie nicht her.

Wie sie mit dem Galilei fertig waren, machte sich ein kleiner junger Mensch die Ein-

ladung des Secretairs zu Nutze, und leyerte ein Sonnet über die Seele her.

Es war ein Jude; weiter hatte sein Sonnet nichts merkwürdiges.

Sodann stand eine Improvvisatrice auf, und sang Verse über den Tod einer Freundin. Man lachte.

Den Schluß der Sitzung machte der Graf **, der, sehr bescheiden, eine Idylle vorlas, die er hatte drucken lassen. Er hatte so Unrecht nicht, denn die Idylle schien neu.

Aber er las seine Idylle nicht blos, er spielte sie. Wie viele Verzerrungen um eine Hirtin!

Ausser dem Präsidenten, den Secretairen und den Censoren haben die Mitglieder der Akademie keinen angewiesenen Platz in der Versammlung. Vielleicht ist das die Ursache, warum sie keinen in der Litteratur haben.

Alle denkenden Köpfe in dieser Akademie schämen sich und seufzen.

Der Grosherzog wünscht, daß sie das Wörterbuch der italienischen Sprache, welches die Akademie della Crusca angefangen hat, fortsetzen möchte. Sie geht nicht ein, und hat

Recht. Es ist vorwitzig, eine Sprache bestimmen zu wollen, die noch nicht ihre völlige Bildung hat; vielleicht auch, wenn sie diese hat.

Die Bildung der Sprache ist das Werk großer Schriftsteller, deren Italien zu wenige zählt. Die größere Hälfte des menschlichen Herzens und Geistes ist noch nicht aus der Feder der Italiener, folglich auch in ihre Sprache noch nicht geflossen.

Es ist eine Sage ohne Sinn, die zu Siena den Wohnsitz der reinen italienischen Mundart bestimmt. Das Italienische hat noch keinen Wohnsitz; es streift noch überall herum, und bettelt, vorzüglich vom Französischen.

Die verschiedenen Sprachen der größten Schriftsteller sind eben so viel verschiedene Provinzen, welche die allgemeine Sprache zu ihrem Reiche schlägt, und ihrer Krone einverleibt.

Es giebt in Italien eine Sprache des Ariosts, eine Sprache des Tasso, des Boccaz, des Machiavell; aber eine italienische Sprache giebt es in Italien noch nicht.

Der Graf Alf . . . . hat neuerdings in treflichen Tragödien, wo nicht selten Sopho-

kles Geist herrscht, die italienische Sprache aus dem Zeitalter Leo des Zehnten wieder aufzubringen gesucht; aber weder zu Neapel noch zu Rom hat dieser Versuch Glück gemacht. Man leidet in diesen Städten keine andere als die französirte, also entartete italienische Sprache.

Die Italiener bekennen, daß sie überhaupt kein Buch zu machen wissen; daß man es nur in Frankreich versteht. Sie lesen auch aus Vorliebe nur unsere Schriften, aber die Hälfte unserer Schriften übersehen sie: was Grazie, Feinheit, Delicatesse heißt, kurz, was man übersieht.

Zwey und vierzigster Brief.

Florenz.

Ich habe die Akademie der Künste besehen, die der Grosherzog wieder in Flor gebracht hat.

Ich habe den Sallon der Zeichenkunst, des Nackten, der Gipsabgüsse, des Grabstichels, der Malerey besucht.

Unermeßlich ist der Sallon der Gipsabgüsse. In zwo parallelen Linien sind die Abgüsse der schönsten Statuen gereiht, die Italien jetzt besitzt.

Hundert jugendliche Künstlerphantasien tummeln sich da unter den edelsten menschlichen Formen herum, die in den seligsten Himmelsstrichen aufgeblüht, von dem reinsten Geschmack erkohren, und von dem Meissel des Genies ausgedruckt worden. Sie beeifern sich zusammen, diese Formen zu fassen, zu fühlen, oder nachzuahmen.

Der Grosherzog verschaft ihnen alles, das Genie ausgenommen; das verschaft nur die Natur.

In der Malerschule sah ich etwas, das meinen Unwillen reizte.

In Italien, zu Florenz, ließ der Lehrer eines seiner Gemälde kopiren!

Zu Florenz, wie im übrigen Italien, werden alle schönen Künste wieder von vorn angefangen. Entwürfe werden dort gemacht, im Angesicht der Meisterstücke.

Am Großherzog liegt es auch ein wenig. Er beruft die Künste und hat den Luxus verbannt! Er will Architektur haben und keine Palläste! Sitten und Statuen!

Es ist mit den Künsten, wie mit der Natur. Sie erzeugen nur in dem Maaße, wie ihre Erzeugnisse aufgehen.

Leopold! Athen und Sparta in Einem Staate, Lykurg und Perikles in Einem Menschen — das erzwingst du nicht.

Drey und vierzigster Brief.

Florenz.

Der Pallast Riccardi verdient gesehen zu werden. Er war die Wohnung des ersten Medicis.

In diesem Pallaste starb die florentinische Freyheit, und die Künste wurden da geboren. Das Grab der Freyheit ist die Wiege der Kunst.

Die Galerie des Pallasts Riccardi ist vortreflich. Der Pinsel Giordanos fruchtbar und glänzend wie Ovids Feder, berathen von den vorzüglichsten Köpfen seines Zeitalters, von Philosophen und Dichtern, hat das Gewölbe gemalt und bevölkert. Es ist ein ganzes Gedicht, und der Stoff heißt das Verhängnis des Menschen.

Zuerst sieht man den Menschen werden. Schicksal, Zeit, Parzen und Natur stehen wartend. Das Schicksal winkt der Zeit, diese den Parzen, ihre Spindel schnurrt und ein Kind erscheint in den Armen der Natur. Prome-

theus tritt hinzu, und schüttelt seine Fackel über dem Kinde; der Funke ist das Leben. Schon kriecht das Kind zu den Füssen der Natur, es steht auf, es geht, es will sie verlassen. Vergebens sucht die Natur es zurückzuhalten, vergebens weint sie; es ist schon weit, und bald hat es sich verirrt. Jetzt öfnen sich zwey Wege vor dem Jüngling; der eine ist steil, mit Steinen besäet, mit Dornen bewachsen; der andere aber ist glatt, ein Blumenteppich. Am Eingang jedes Weges steht ein Trupp von Männern und Weibern. Sanft, doch ernsthaft ist der Ausdruck des ersten; keine Schminke, kein Puz, kein Zierrath; nur einige Lorbeerblätter in den Haaren. Sie bleiben am Eingang des Weges, von da reden sie zum Wanderer: Jüngling! dies ist der Weg des Glücks! Mehr sagen sie ihm nicht. Es sind die Talente und die Tugenden. — In weit größerer Anzahl sind jene, die den blumigten Weg besetzen. Welcher Reiz, welches Leben! Sie lachen, singen, scherzen. Ueppig sind ihre Gewänder; Blumen in ihren Haaren, Blumen auf ihrer Stirne, Blumen haben sie in den Händen. Ihr Lächeln ist das

Lächeln der Amoretten und Grazien. Aber ein lockres Band, das hinten über ihrem Haar zusammengebunden ist, verräth ihre Larven; diese reizenden Züge sind Larven, hinter welchen man scheußliche Gestalten erblickt. Sie beeifern sich um den Wanderer; sie gehen ihm entgegen, sie lächeln, liebkosen, schmeicheln ihm, sie fassen ihn bey der Hand. Reizender Fremdling, komm mit uns, sagen sie ihm, dies ist der Weg des Vergnügens. Er folgt — der Unglückliche folgt den Lastern.

Sinnreiche Allegorie! Nie warf die Wahrheit einen glänzenderen und durchsichtigeren Schleyer über ihr Antlitz.

Hätt' ich doch Giordanos Pinsel! Hätt' ich doch seine Gabe, in einem Augenblick seine Phantasien auf der Leinwand auszudrucken!

Vier und vierzigster Brief.

Rom.

Welcher Abstand von dem Wege von Florenz nach Rom, zu dem von Livorno nach Florenz!

Nachdem man Livorno verlassen hat, von wo aus Toskana ehemals mit den Armen des Handels die ganze Welt umfaßte, verfolgt man einen herrlichen Weg durch Felder, Waldungen, Thäler, bis man nach Pisa kömmt, wo man vom Arno empfangen wird.

Dann durchschneidet man, in Gesellschaft des Arno, eine weite Ebene, mit den reichsten Saaten angefüllt, unter einem milden Himmelsstrich, wo man weder die Fröste des Winters noch die Glut des Sommers kennt.

Es entzückte mich, jeden Augenblick auf blumigten Feldern schönen Weibern zu begegnen, schön durch Gesundheit, durch Zufriedenheit und Unschuld. So auf dem Felde zerstreut, schienen sie eher Spiele und Feste zu

feyern, als sich mit bäurischen Arbeiten zu ermatten; sie erinnerten mich an jene holden Nymphen, mit welchen ehemals Fabel und Dichtkunst die Wiesen und Thäler bevölkerten.

Aber — diese schönen Weiber in ihren schönen Gefilden, — wir wollen sie verlassen. Alle Maler sollten herkommen und sie aufsuchen, aber alle Reisende sie fliehen. Laßt uns jezt dem Arno nach Florenz folgen.

Die schöne Lage dieser Stadt! die Ebene in deren Mitte sie sich erhebt, ist mit Bäumen aller Art, vorzüglich mit Obstbäumen bedeckt. Im Frühling scheint Florenz von einem Blumenkranz umgeben, und wie sehr verdient sie da ihren Namen!

Hingegen, wie man sich von ihr entfernt, wird der Boden ungleich, der Anbau einförmig, die Erde unfruchtbar; die Menschen werden selten; die Weiber sind häßlich, die Heerden mager; kurz, die ganze Natur artet aus.

Weiter in Toskana hinein habe ich Siena gefunden und nichts merkwürdiges da gesehen, als die Gruppe der drey Grazien, mitten in der Sakristey der Hauptkirche, zwischen einem sterbenden und einem auferstehenden Christus.

Zu ihren Füssen bereitet sich der Priester zur Messe vor; sie sind völlig entkleidet.

Wenn man Siena verläßt, trift man Eine Zerstörung. Kein Anbau, keine Heerden, keine Wohnungen, keine Menschen mehr. Hier sind die Gränzen Leopolds und der Natur.

Nach einer dreystündigen Reise von Bergen zu Bergen, von Felsen zu Felsen, gelangte ich endlich auf die steile Spitze von Redicofani. Es war Nacht, Chaos, Wüste und Todtenstille um mich her. Aber den folgenden Tag, wie ich nach Ronciglione hinunter kam, fand ich die Morgenröthe, den Gesang der Nachtigall, den ersten Zweig des Weißdorns, die Thäler mit Grün überzogen, den berühmten Thrasymenischen See, und Viterbo ganz in Blüten versteckt. Plötzlich, als durchwanderte man Armidens Zauberreiche, entsteht ein neuer Contrast. Unter dem schönsten Himmel stockt alle Bewegung, alles Leben von Menschen und Pflanzen; und in der Ferne sieht man Rom. Den Augenblick darauf sieht man nichts mehr.

Aus diesen Straßen wo vor Alters, von allen Weltenden Könige und Nationen sich drängten, wo Triumphwagen rollten, wo der

Wanderer auf römische Legionen, auf Cäsar, Cicero, Augustus stieß — da stieß ich auf Pilger und Bettler.

Ich dringe weiter und weiter in die einsame, schweigende Wüste, ich sehe einige Häuser um mich herum. Unwillkührlich entflossen mir Thränen: ich war in Rom.

Wie? das ist Rom? Rom? dieselbe Roma, die man einst am äussersten letzten Rande Asiens ahndete, diese Wüste und Nero's Grab verkündigen sie mir heute?

Nein, diese Stadt ist nicht Rom; Roms Leichnam ist sie; diese Campagna, auf welcher hin sie liegt, ihr Grab; und dieser Pöbel, der in ihrer Mitte wimmelt, das Gewürme, das sie verzehrt.

Fünf und vierzigster Brief.

Rom.

Gestern Abend ganz spät, kam ich hier an.

Ich konnte die ganze Nacht kein Auge schliessen. Die ganze Nacht wachte der Gedanke in meiner Seele: du bist in Rom. Jahrhunderte, Kaiser, Nationen, alles was in dem Worte Rom grosses, hohes, hinreissendes, furchtbares liegt, strömte bald einzeln, bald auf einmal herzu und umringte meinen Geist.

Ich konnte es nicht erwarten, bis die ersten Stralen des Tageslichts mir diese vormalige Hauptstadt der Welt offenbarten.

Endlich sah ich Rom.

Ich sehe diesen Schauplatz, wo die menschliche Natur alles gewesen ist, was sie je seyn kann, alles gethan hat, was sie je wird thun können, wo sie alle Tugenden, wie alle Laster ausgebrütet, die erhabensten Helden und die abscheulichsten Ungeheuer geboren, wo sie sich

bis zu einem Brutus geschwungen hat, zu einem Nero gefallen und wieder hinaufgestiegen ist zu einem Mark-Aurel.

Die nämliche Luft die ich hier einziehe, hat Cicero mit so vielen kraftvollen Worten erschüttert; die Cäsarn, mit so vielen mächtigen und furchtbaren Worten, die Päpste mit so vielen Zauberworten.

Diesen Boden benetzte so viel Blut! Zwischen diesen Mauern flossen so viel Thränen! Hier sangen Horaz und Virgil ihre lieblichen Gesänge!

Fort — aber wohin? Wie im Ocean befinde ich mich in der Mitte von Rom. Ein dreyfaches Rom, jedes ein eigener Welttheil, steht hier vor meinen Augen, das Rom des Augustus, Rom Leo des Zehnten, und Rom des jetzigen Papstes.

Welches seh ich zuerst? Alle laden mich ein. Wo ist das Kapitol? Wo ist das Museum Clemens des Vierzehnten? Geschwind nach dem Bogen des Titus! Im Pantheon will ich mich verweilen. So zeigt mir Santa Maria maggiore. Die Verklärung von Raphael will ich sehen. Ich vermisse den

Apollo vom Belvedere. — Wie kann man wählen in Rom? Worauf den Blick haften lassen?

Vor allen Dingen will ich hie und dort umherstreifen, um diese erste Ungeduld des Auges abzunutzen, die mir fürjetzt noch keinen Blick erlauben würde.

In Rom also bin ich — in dieser Stadt, auf welche die ganze Welt spannt!

Ich stosse auf keinen Stein, der mir nicht einen wichtigen Zuwachs meiner Kenntnisse darböte, der nicht die Geschichte Roms und der Kunst ergänzte. Lernt sie befragen: sie sprechen!

Sechs und vierzigster Brief.

Rom.

Gestern Abend bin ich ausgegangen, im neuen Rom die sprechendsten Trümmer des alten Roms zu suchen, welche die Sense der Zeit, die Axt der Barbaren, die Fackel des Aberglaubens noch geschont haben; unangetastet haben sie keine gelassen.

Unangetastet sind so wenig Theile dieser ungeheuren Stadt!

Das Pantheon und das Coliseo sind die wichtigsten Ueberbleibsel jener Zeiten, verstümmelt zwar und erniedrigt; aber selbst in diesem Zustand bleibt ihnen noch so viel lebendiges, so viel römisches, daß man nicht mehr über Roms Ruhm, und noch immer über Rom erstaunt.

Mein erster Gang war nach dem Pantheon, das Agrippa allen Göttern gewidmet hatte; nachher weihte es, ich weis nicht welcher Papst, allen Heiligen.

Diese Weihe hat das Pantheon vor der allgemeinen Zerstörung geschützt, welche die meisten übrigen Tempel getroffen hat.

Was das Pantheon schmückte hat es verloren, aber seine ganze Größe ist ihm geblieben. Seine Marmor, Porphyre, Alabaster und Bronzen sind dahin; aber noch steht sein Gewölbe, der Säulengang und die Säulen.

Wie prächtig ist dieser Säulengang! Acht korinthische Säulen halten zuerst den Blick auf; sie tragen das Fronton dieses unsterblichen Denkmals.

Die harmonische Verschmelzung der vollkommensten Verhältnisse, die köstlichste, feinste Verarbeitung, die zweytausendjährige Dauer: das sind die Vorzüge dieser Säulen.

Das Auge ermüdet nicht, sich mit ihnen aufwärts in die Wolken zu schwingen, sich wieder mit ihnen hernieder zu lassen.

Ich finde etwas belebtes an ihnen, das mich sonderbar täuscht; einen zierlichen Wuchs, eine edle Höhe, und ein majestätisches Haupt, um welches der Akanth seine so prächtigen und so biegsamen Blätter zu einer Krone geschlun-

gen hat. Wie die Krone der Könige dient auch diese, das erhabene Haupt, auf welchem sie prangt zu schmücken, und die ungeheure Last, die es beschwert, zu verbergen.

Wenn die Baukunst solche Werke schaft, wer wird ihr einen Platz unter den schönen Künsten versagen? Ist es nicht wie ein harmonisches Concert das sie dem Auge giebt?

Reinheit der Formen ist in der That für das Auge, was Reinheit der Töne für das Ohr.

Wie einfach und groß ist dieses Fronton mit seinen acht Säulen gedacht! Man faßt es und behält es, wie eine schöne Stelle eines Dichters.

Nicht durch den lärmenden Aufwand einer Menge verschiedener und vereinzelter Eindrücke suchten die Griechen das Gefühl anzuregen und zu befriedigen; sie brauchten nur einen Eindruck, aber sie wählten ihn groß, sie wiederholten ihn öfters, ihre Darstellung verfolgte ihn durch alle flüchtige, verlorne Modificationen unmerklicher Auf- und Abstufung, deren er fähig war.

So schmeichelten sie den' seltsamen Launen der Empfindung, die träg und gierig zugleich,

den Gegenstand, der sie reizt, gern festhält, aber auch gern zu abwechselnden Regungen von ihm gereizt wird.

In ihrer Architektur, ihrer Bildhauerkunst, ihrer Malerey, ihrer Musik, ihrer Beredsamkeit, ihrer Dichtkunst, selbst in der Kleidung und dem Putz ihrer Weiber lebt überall das System des idealischen Schönen zur Wirklichkeit erhoben.

Es giebt auch nur Eine Gattung des idealischen Schönen, und nur Eine Poetik und Eine Logik dieses Schöne zu erzeugen, es sey mit Tönen, oder mit Farben, oder mit Formen, oder auch mit jenen verwickelten wunderbaren Zusammensetzungen von Formen, Farben und Tönen, die man Empfindungen und Vorstellungen nennt.

Der Griechen Glück war es, dieses idealische Schöne, diese Poetik und Logik aller Künste von Anbeginn getroffen zu haben; sie haben daher fast nichts als Meisterstücke gemacht.

Den Neuern ward dieses Glück nicht zu Theil; so oft sie daher in ihren Kunstwerken aus den Fußtapfen der Griechen getreten sind,

so oft sie nur zwey Schritte allein gegangen, so oft sind sie gefallen oder irregelaufen.

Nicht anders ergieng es den Berninis und Borrominis, die neben den Denkmälern des reinsten Geschmacks ihre Geburten eines lächerlichen und ausgearteten Geschmacks aufgestellt haben.

Vergleichen wir übrigens die Künstler selbst untereinander, die Künstler Griechenlands mit den meisten Neuern.

Die griechischen Künstler waren alle mehr oder weniger in dem Gebiet der Philosophie, der Poesie, der Beredsamkeit einheimisch. Das Genie, nicht die Noth, drang ihnen den Meissel, oder den Pinsel, oder die Feder auf.

Unter diesen Werkzeugen wählten sie, was ihren eigenthümlichen Anlagen das angemessenste war. Oft gebrauchten sie sogar ein jedes abwechselnd. Die Künste waren ihnen verschiedene Mundarten Einer Sprache, der heiligen Sprache des Schönen. Das Schöne wußten sie selbst mit Erz auszudrucken, wie Geßner und Haller es mit dem Deutschen gekonnt haben.

Ich werfe hier untereinander alle Gedanken hin, welche mir gestern über der Betrachtung des Pantheons einfielen.

Die weise Sparsamkeit, mit welcher die Zierrathen dieses Kunstwerks vertheilt sind, bewies mir, daß die Griechen mit großem Recht auch die Zierrathen der Nutzbarkeit nicht überhoben hielten, daß sie nur die Oberfläche und die äusseren Ränder der nöthigen Theile schmücken zu müssen glaubten, kurz, daß sie die Nützlichkeit für den wesentlichen Grund jeder Verzierung hielten.

Hierin liegt auch eine neue Quelle des Vergnügens, indem man nämlich erstaunt, wie eine so nothwendige Sache zugleich so angenehm seyn könne.

Noch jezt füllt dieser schöne Säulengang meine Phantasie, und sie wird nicht müde ihn zu betrachten. Diese Steinmassen lagen ungeformt in ihren Gruben; sie werden herausgebrochen, hervorgeschleppt, dahingeworfen, zugehauen; ich trete darauf, und achte ihrer nicht. Aber das Genie erscheint, nimmt diese Steine, stellt, vertheilt sie, und siehe! da schweben sie in den Lüften, und mein Auge,

mein Geist bleibt staunend davor stehen, ergriffen von einer dunkeln Mischung von Ehrfurcht und Entzücken.

So bildet die Musik die einzelnen Töne und Accente der menschlichen Stimme zu den lieblichen Gesängen zusammen, die das Herz mit der Stimme und der Stimme nachsingt.

Mich dauert der Ueberzug von Marmorstücken nicht, der ehedem das Pantheon schmückte.

Diese düstre Farbe der Zeit ersetzt mir reichlich die prangende Farbe des Marmors.

Auch vergeb' ichs der Zeit, daß sie unmerklich diesen Säulen etwas von ihrer Oberfläche raubt; sie setzt Jahre an die Stelle, und schon die Dauer ist eine große Pracht.

Aber dem Berninis verzeih ichs nicht, daß er diese zwey Thürme zwischen den Säulengang und die Rotonda stellte.

Das Thor der Rotouda — das heißt doch das Thor eines Tempels; das heißt doch das Thor des Pantheons; ein Thor, durch welches die Wogen der Völker unaufhörlich strömen mußten, die alle Gattungen des Aberglaubens aller Welttheile daher drängten.

Je weiter ich in den Tempel dringe, desto mehr ahndet meine Seele alle Götter. Aber ich schaue umher im Innern — Keine Götter mehr da! das Pantheon ist leer.

Hier war es, wo man die erste Ursach der Dinge in einer Sammlung aller ihrer verschiedenen, allegorisch bezeichneten, personificirten, mit Götternamen beehrten Abstralungen, vollständig dargestellt hatte.

Der allegorische Schleyer, der sie bedeckte, war so fein, Zeit und Gewohnheit hatten ihn so dicht an die Körper geschlossen, daß der Menschen Auge in der Folge ihn von diesen Körpern nicht länger zu unterscheiden vermochte.

Bald wurden aus diesen Abstralungen Einer Ursache, wirkliche Wesen; aus diesen, Götter; aus Göttern, Menschen; aus Menschen, Ungeheuer; endlich am Sonnenglanz der Philosophie zerflossen die Ungeheuer zu Phantomen.

Wie hat sich hier alles so verändert! Eine Jungfrau betet man an, wo ehedem Venus angebetet ward. Ein gekreuzigter Gott füllt die Stelle des Gottes, dessen Hand die Donnerkeile trug.

Die Zeichnung des Pantheons ist einfach und groß. Glücklich ist seine Form im Zirkel. Eine weite Kuppel wölbt majestätisch seinen Bezirk. Aber was sollen alle diese Schnirkel von Gold und Marmor? Es läßt sich kaum entscheiden, wer diesem Denkmal am übelsten mitgespielt hat, ob die Barbaren, die es plünderten, oder die Päpste, die es schmückten.

Also das ist das Pantheon, vor welchem die römische Einbildungskraft staunte, nicht aber Michel Angelos Geist! Dieses Pantheon, ein Gedanke von Augusts Zeitalter, wurde nachher nur eine Nebenidee Michel Angelos, die Kuppel seiner Peterskirche. Ihr bewundert, sprach er zu den Völkern, die Masse des Pantheons; ihr erstaunt, daß die Erde sie trägt? ich bringe sie in die Luft.

Michel Angelos Geist sagte mehr dergleichen Dinge, und seine Hand führte sie aus.

Es macht dem modernen Geschmack keine Ehre, daß man das Gewölbe des Pantheons hat weissen lassen. Diese Farbe hat es der Erde näher gebracht. Ein antikes Gebäude weissen! — es ist noch schlimmer, als wenn man ein neues schwärzte. Auf Benedikts

des Vierzehnten Befehl wiederfuhr dem Pantheon dieser Schimpf.

Mögen andere den Marmor, den Porphyr, den Granit zählen, mit welchen das Innere des Pantheons verziert ist. Ein kostbarerer Schatz liegt da, Raphaels Asche.

Carlo Maratti hat Raphaeln ein Grabmal errichtet; Agrippa hätte ihm einen Altar gebaut.

Raphael starb 1520, im sieben und dreyssigsten Jahr seines Alters. Was steht hier auf seinem Grabmal geschrieben?

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens, et moriente mori.

Ich finde Witz in dieser Inschrift des Kardinals Bembo, und ich hätte nur Schmerz finden mögen. Hätt' er sich doch begnügt zu sagen: Hier ist Raphael!

Ich hatte den Morgen Gemälde von Raphael gesehen. Ah! wenn man von den Werken eines großen Mannes kommt — es ist etwas gar rührendes um sein Grab!

Sieben und vierzigster Brief.

Rom.

Gestern war das Fest des heiligen Ludwigs von Gonzaga, des Jesuiten; großes Fest also in der Kirche zu Sankt Ignaz.

Ich bin der Menge nachgelaufen und habe die Vesper-Oper gehört, und die Schlußsegens-Illumination gesehen. Anders läßt sichs nicht benennen, was hier bey großen Feyerlichkeiten vorgeht.

Das ganze Amt geschieht in Musik; es wird dabey auf- und abgegangen, geplaudert, gelacht; um die Orchester drängt man sich.

Kein Tag im Jahre, wo es nicht zwey oder drey solcher Spektakel gäbe, und alle werden gleich stark besucht.

Abends aus dem Schlußsegen geht man auf den Corso, da Gefrornes zu essen, oder man soupirt mit Weibern in einem Wirthshaus, oder man läuft nach einem Feuerwerk, nach einem Ball, in der Nähe der Kirche, bey einem guten Christen aus dem Kirchspiel, oder einem

Patron des Klosters. Die recht guten Freunde des Heiligen illuminiren bey sich.

Das Fest des heiligen Ludwigs von Gonzaga wird mit ganz besonderm Pomp gefeyert. Bey Aufhebung der Jesuiten hat man an den Gebräuchen ihrer Kirchen nichts geändert, auch ihnen alle ihre Reichthümer gelassen.

Die Kapelle des Heiligen ist — ich will nicht ganz sagen römisch- — aber jesuitisch-prächtig. Der Altar ist von Silber, und die getriebene Arbeit daran von bewundernswürdiger Kunst; es stehn eine Menge Leuchter drauf, von Lasurstein.

Vorn am Altar ist eine Oefnung befindlich, wo man zu den Zeiten der Jesuiten — und noch jezt geschieht es — Briefe an den Heiligen hineinwarf. Man bittet ihn, dem lieben Gott dieses oder jenes Ansuchen vorzutragen, und sich bestens dafür zu verwenden.

Die Jesuiten hatten die Italiener überredet, daß der heilige Ludwig von Gonzaga sich gern damit abgäbe, und daß er mit dem lieben Gott gut genug stünde, um meistens seiner Sache gewiß zu seyn.

Die Jesuiten waren es dabey der ihrigen; sie drangen auf diese Weise in die verborgensten Familiengeheimnisse.

Da des Festes wegen das Vordertheil des Altars abgehoben worden war, so konnte ich mit eigenen Augen eine Menge solcher Briefe in der Lade sehen.

Eben jezt hatte man einen auf die Post gegeben. Die Ueberschrift lautete: an Sankt Ludwig von Gonzaga. Das poste restante war vergessen.

Die Musik bestand größtentheils aus den Instrumenten, die man Castraten nennt, die leckern Ohren soviel Vergnügen, und gefühlvollen Herzen so viel Kummer verursachen; mich hat sie nicht gehindert die Kirche in Augenschein zu nehmen.

Die Decke stellt den heiligen Ignaz vor, im Himmel, zu des Heylandes Füssen. Er ist von einer Menge Schüler umgeben. Unter ihm liegen die vier Welttheile. Mehrere Jesuitenbanden, von Engeln geführt, mit Schwerd und Fackel versehen, stürzen sich von allen Seiten hinunter, um den Völkern das Evangelium einzureden.

Ein jedes der vier Felder des Gewölbezwickels enthält eine Metzeley aus dem alten Testament.

Das Merkwürdigste aber ist die Inschrift mit großen Buchstaben über dem Hochaltar:

Ego vobis Romæ propitius ero. Ich werde Euch zu Rom günstig seyn.

Die Jesuiten sind zu Rom aufgehoben worden und diese Inschrift bleibt.

Die Bildsäule des heiligen Ludwigs von Gonzaga, von Le Gros, ist ein Meisterstück; der Heilige selbst sehr schön.

Die Jesuiten haben diese Lockung in ihren Gemälden und Statuen nicht versäumt. Ihr heiliger Stanislaus ist entzückend schön.

Sie hatten bemerkt, daß zu den Füssen einer schönen Muttergottes, das Gebet eines Jünglings länger und brünstiger ist. Sie kannten alle Wege zum Herzen.

Acht und vierzigster Brief.

Rom.

Diesen Morgen wandelte ich ganz ruhig meines Wegs durch die Straßen; ich wollte nach dem Kapitol. Da fuhr ein Wagen vorbey, wo zwey Barfüsser Mönche, einer vorn, einer hinten, sassen, und ein Ding zwischen den Beinen hielten, das ich nicht unterscheiden konnte.

Die Leute blieben stehen, und grüßten mit äusserstem Respekt.

Ich fragte, wem der Gruß gelten sollte. Dem Bambino hieß es, den diese guten Patres eben einem Prälaten hinbringen, an dessen Leben die Doctoren verzweifeln.

Nun lies ich mir den ganzen Bambino erklären.

Der Bambino ist ein kleines, hölzernes, reichgekleidetes Christkind.

Das Kloster, welches so glücklich ist, ihn zu besitzen, hat kein anderes Erbtheil.

So wie jemand ernstlich krank wird, holt man den Bambino, im Wagen, denn zu Fuß kömmt er gar nicht. Zwey Barfüßer geleiten ihn, setzen ihn neben dem Kranken hin, und bleiben da auf Kosten des Letzteren, bis er todt oder genesen ist.

Der Bambino ist immer unterwegs; manchmal schlägt man sich um ihn an der Thüre des Klosters, man reißt sich ihn weg. Im Sommer vorzüglich, ist er besonders beschäftigt, ob er sich gleich, in Verhältnis der Concurrenz und der Hitze, alsdann theurer bezalen läßt. Wie billig.

Neun und vierzigster Brief.

Rom.

Aus dem Pantheon stieg ich gestern zum Kapitol hinauf.

Dieser Ort beherrschte den Weltkreis. Hier hatte Jupiter seinen Tempel, und Rom seinen Senat. Von dieser Stätte flogen die römischen Adler unaufhörlich aus in alle Theile der Welt; hieher flogen sie unaufhörlich zurück aus allen Theilen der Welt, mit Triumphen beladen. Von hier aus stürzte ein Wort, verloren aus dem Munde Scipio's, Pompejus, Cäsar's, unter die Nationen, und drohte ihrer Freyheit, und lenkte das Schicksal von Königen. Hier athmeten die größten Männer der Republik nach ihrem Tode in ihren Statuen, übten in ihren Statuen noch römische Gewalt über die Völker aus. — Und dieser hochberühmte Ort, wo sind jezt seine

Statuen, sein Senat, seine Veste, seine Tempel? Nichts hat er behalten, als seinen Namen; denn dieses Namens unsterbliche Sylben sind mit dem Blut und den Thränen so vieler Völker so fest zusammengekůttet, daß die Zeit sie nicht zu trennen vermocht hat. Noch heißt er Kapitol.

Hieher tretet, wollt Ihr das Nichts der Menschheit fůhlen — und fůhlen die Macht des Ungefährs.

Ich suche die Stelle, wo die Burg oder Veste gestanden hat. Der Tarpejische Fels ist vergraben; kaum ein Viertheil ragt noch hervor.

Der traurige Anblick dieser Verwůstung, dieser Zerstörung so vieler großen Denkmåler — nichts kann seinen Eindruck mildern als das benachbarte Museum, wo die Påpste einige dieser Trůmmer aufgesammelt haben, und dann die Statue zu Pferde des Kaisers Mark-Aurel.

Die Statue ist von Erz, und die schönste, die aus dem Alterthum zurůckgeblieben. Michel Angelo hat ihr ein Gestell gemacht.

Es ist vieles gegen die Statue eingewendet worden, und nicht ohne Grund.

Das Pferd, ich gesteh es, ist kurz, schwerfällig, plump; aber es lebt, es geht, es schreitet vorüber! —

Funfzigster Brief.

Rom.

Ich hatte gestern einen interessanten Spatziergang.

Mein Weg gieng auf die Via Appia zu, ausserhalb der Stadt.

Um hinzukommen mußte ich durch eine Vorstadt, jetzt der entvölkertste, ehemals der bewohnteste glänzendste Theil von Rom. Er hieß und heißt noch Velabrum.

Jetzt ist er ziemlich wieder in den nämlichen Zustand verfallen, wie ihn Tibull in einer von seinen Elegien beschrieben hat.

Aus Velabrum kam ich auf die Via Appia, und wandelte eine Strecke darauf fort.

Ich traf auf das Grabmal der Cäcilia Metella, der Tochter jenes Crassus, dessen Gold dem Ruhm des Pompeius, und dem Glücke Cäsars die Wage hielt.

Dieses berühmte Denkmal, welches ein zärtlicher Vater seiner geliebten Tochter wid-

mete, ist ein runder Thurm von sehr großem Umfang, dessen ganzer oberer Theil bereits eingefallen ist. In den bürgerlichen Kriegen Italiens diente er lange zur Festung, und noch ist er mit verfallenen Casernen umgeben.

Ich gieng hinein in das Grabmal der Cäcilia Metella; ich setzte mich ins Gras.

Die Blumen, die hier im Winkel einer Grabstätte, im Schatten des Todes ihre lieblichen Blumen spielen liessen; der Bienenschwarm, der zwischen zwey Schichten Ziegel gelagert, an seinem Honig arbeitete; das leise Summen ihres Flugs um mich, das aus der Todtenstille drang, und meinen Geist zerstreute; das prächtige, blaue Gewölbe des Himmels über mir, von flüchtigen Silber- und Purpurwolken durchstreift; der Name Cäcilia Metella, eines vielleicht schönen und gefühlvollen, gewiß unglücklichen Mädchens; die Erinnerung an Crassus; das Bild eines trostlosen Vaters, der Steine aufeinander häuft, um seinen Schmerz zu verewigen; die Soldaten, die meine Phantasie auf den Zinnen dieses Thurms im Kampf erblickte;, alle diese und tausend andere Vor-

stellungen, die ich nicht bestimmen, nicht nennen kann, versenkten allmälig meine Seele in die köstlichste Träumerey. Es ward mir schwer, dieses Grabmal zu verlassen.

Ein und funfzigster Brief.

Rom.

Ich habe diesen Abend keine Zeit zum Museum. Ich kann es nicht länger erwarten, das Forum zu sehen.

Weit muß es nicht hin seyn. Das Forum erstreckte sich vom Palatinischen Hügel, wo Rom geboren ward, bis zum Capitolinischen Hügel, wo Rom begraben liegt.

Wie? Hier, hier! dies ist das Forum? Wo vormals Tempel, Palläste, Triumphbogen standen, einst der Mittelpunkt Roms und also der Welt, der Schauplatz so vieler Revolutionen, da erst die Welt durch Rmo, und dann Rom durch die Welt umgekehrt wurde? Dies ist es?

Gelehnt an die Mauer, woran die Gesetztafeln hiengen; stehend auf dem Kerker, wo Catilina's Mitschuldige den Tod empfiengen, nachdem Cicero geredet; gestützt auf eine abgebrochene Säule aus dem Tempel

Jupiters des Donnerers, blick' ich hinaus — und mein Blick, verloren in dem weiten Bezirk, faßt nichts auf, als Trümmer von Kapitälern, von Gebälken, von Pfeilern, die größtentheils Gestalt und Namen verloren haben. Er schweift über sechs Säulen des Tempels der Eintracht, über das Fronton des Tempels des Jupiter Stator, über die Halle des Tempels Antonins und der Faustina, über die Mauren des Aerarium, über den Bogen des Septimius Severus, über die Gewölbe eines Tempels des Friedens, durch die Ruinen von Nero's vergoldetem Hause; und ruht endlich aus auf einer korinthischen Säule von weissem Marmor, die in der Mitte des weiten Forums allein aufsteigt.

Heerden blöcken hier, wo Cicero sprach. Was die Welt das Forum romanum nannte, das heißt jezt in Rom das Feld der Kühe (Campo vaccino).

Einmal über das andere durchwanderte ich den Bezirk des Forums, von Trümmern zu Trümmern, von Gebälken zu Säulen, vom Bogen des Septimius Severus zum Bogen des Titus. Ich setzte mich nieder,

hier auf einem Säulenschaft, dort auf einem Giebel, dort auf einem Pfeiler. Es machte mir Vergnügen die römische Größe unter meine Füsse erniedrigt zu sehen; es kützelte mich auf Rom zu treten.

Zwey und funfzigster Brief.

Tivoli.

Endlich komm' ich doch zu Tivoli an, aber es ist schon Nacht. Mag's! Bin ich doch da! werd' ich doch morgen in Tivoli aufwachen!

Das Mondlicht zeigt mir schon neben meinem Schlafzimmer die Tempel der Vesta und der Sybille. Ich entdecke meinem Fenster gegenüber den Anto, der in Horazens Gesängen ewig rauschen wird.

Wird dann nicht bald die Sonne selbst mir diese Tempel und diesen Wasserfall zeigen?

Es ist gar schön, dieses Geräusch, das meine Seele, wie diesen Berg erschüttert. Es ist schön auf den Anio zu horchen; er brüllt, er stürzt, er donnert, er stürzt. Hier kennt die Nacht keine Stille.

Wie dieser Fluß im Stürzen ganz in Schaum zerstiebt! Wie er die Stralen des Monds auf die Bäume, die Hügel, den Abgrund, auf

die schönen korinthischen Säulen des Vesta=tempels zurückwirft, und wie sie nun in sanf=ter reiner Klarheit da stehen!

Ihr Maler und ihr Dichter, wo seyd Ihr geblieben?

Drey und funfzigster Brief.

Tivoli.

Ich schliesse doch kein Auge zu: wollt Ihr meine Reisebeschreibung anhören?

Gegen vier Uhr Abends fuhr ich von Rom aus in Gesellschaft eines polnischen Magnaten, der seit zehn Jahren die europäischen Poststationen besucht, und eines französischen Arztes, der seit zehn Jahren in Europa reist.

Die vierzehn ersten Meilen giengen durch Wüste, Staub und Gräber, das heißt über die Campagna di Roma.

Jetzt bin ich auf der römischen Straße, die man Tiburtina nannte.

Plötzlich fühlt man sich von einem Schwefelgeruch ergriffen, einige Schritte weiter ganz davon umgeben. Der Boden ist schon schwarz, das Grün der Sträuche und Pflanzen, die die Gewalt des Frühlings heraustreibt, halbverdorrt; die wilde Rose bricht aus und stirbt.

Man geht dem Schwefelgeruch nach, und kommt an einen See voll bläulichen Wassers.

Das Wasser sprudelt auf, wie man den geringsten Stein hineinwirft.

Auf dem See schwimmen mehrere kleine Inseln mit Schilf bedeckt, lauter Stücke Landes, die das Wasser abgeschwemmt hat.

Der Dunst, der aus dem See aufsteigt, und darüber schwebt, ist den Vögeln tödtlich; sie fliegen durch, sterben, und fallen.

Dennoch wohnen zwey Elende an der Solfatara; so wird dieser See genannt.

Die Neugierde der Reisenden giebt ihnen so viel, daß sie essen, sich betrinken und schlafen können. Sie sehen bleich, kraftlos, erstorben aus; aber sie denken nicht.

Man eilt von den Ufern der Solfatara wegzukommen und sich Tivoli zu nähern.

Am Fuß der Berge trift man verschiedene Ruinen, unter denen sich ein Grabmal vorzüglich auszeichnet.

Es ist ein viereckigter, noch sehr gut erhaltener Thurm, dessen eine Seite ein Siegesdenkmal der Familie Plautia, darstellt.

Diese Denkmäler des Sieges und des Todes zugleich, neben einander errichtet, erwecken

Nachdenken. Der Tod steht dem Ruhm zur Seite!

Nun bin ich endlich in Tivoli.

Was geht es mich an, daß Tivoli einen Bischof, acht Pfarrer und achtzehnhundert Einwohner hat? Ist der Anio da mit seinen Wasserfällen? Steht der Tempel der Vesta?

Wo Properz wohnte und Cynthia und Zenobia und Lesbia, und Du, Horaz, das will ich wissen. Man zeigt mir wo die Kamaldulenser wohnen, und die Kapuziner und der Pfarrer des Kirchspiels.

Auf Morgen also!

Vier und funfzigster Brief.

Tivoli.

Die Sonne ist auf; geschwind nach dem Wasserfall.

Langsam auf einem ebenen gleichen Bette kömmt der Anio daher, benezt hier eine Stadt die an seinen Ufern ausgebreitet liegt, dort hohe Ulmen, deren schattenreiche Wipfel über seinen Wässern hangen. Eine Strecke lang bleibt er in dem ruhigen, majestätischen, friedlichen Gange. Plötzlich ergreift ihn eine unbeschreibliche Wuth, er bricht sich auf Felsenstücken, er schäumt, sprüht hoch empor, und fällt hinab; seine schäumenden, gethürmten Wellen mischen sich; einen Augenblick füllt er diesen mächtigen Felsen, spaltet ihn, und stürzt sich donnernd in die Tiefe. Wo ist er dann hin?

Mehr als hundert Klaftern weit steh' ich davon und der Staub dieser gebrochenen Wellen hat mich durchweicht. Auf mehr als hun-

dert Klaftern weit, machen sie nach allen Richtungen einen beständigen Regen.

Aber noch höre ich das dumpfe Gebrüll dieser Wogen, ich muß sie wiedersehen; man führte mich nach der Grotte Neptuns.

Hier neigt sich eine Felsenmasse über einem fürchterlichen Abgrunde vor, hölt und wölbt sich, und bleibt kühn auf zwey ungeheuren Schwibbögen gestützt. Durch diese hindurch, durch die Regenbogen, die sich kreuzen und ihre Wölbung besetzen, durch die Gras- und Mooskränze, die von ihrem Rand herabhangen, erblick' ich endlich die wütenden Wellen wieder; noch fallen sie über Felsenspitzen, brechen sich, springen von einer auf die andere, kämpfen untereinander, tauchen sich, verschwinden, — und jezt sind sie im Abgrund.

Ich horche ihrem Donner, horche dem allgemeinen Wiederhall, horche der ringsum schweigenden Stille.

Diese Wellen, jene Höhe, der Abgrund, das Getöse; dort ein jäher Absturz, dessen düstre Farbe von tausendjähriger Dauer zeugt; hier die moosbekränzten, da die mit Dornen und wilden Kräutern straubigen Felsenge-

hänge; die zerstreuten Sonnenstralen, die auf dem Felsen, auf dem Wasser, zwischen den Blumen hintanzen, spielen, sich brechen; die gescheuchten Vögel, deren Stimme vor dem Wehen und Brausen der Gewässer schweigt: mit welchem Taumel, welcher Verzauberung das alles meine Sinnen ergreift!

Hieher kamst du wohl öfters, Horaz, und stimmtest hier deine Phantasie und deine Leyer!

Fünf und funfzigster Brief.

Tivoli.

Ich schreibe Euch jezt vor den Cascatellen, sitze hier seit einer Stunde unter einem alten Oelbaum, betrachte diese schönen Gewässer und lausche auf ihr Murmeln.

Ein reizender Weg führt zu den Cascatellen.

Die lachendsten Bäume, Maulbeer- Feigen- Pappel- und Ahornbäume beschatten ihn; den schönsten Grasteppich schmücken die wohlriechendsten Blumen; aus den umliegenden Haynen schallt der tausendstimmige Gesang der Vögel; von den Bergen sieht man Pferde herabkommen; die Berggipfel sind mit weidenden Heerden weiß übergossen; der Silberlaut der Glöckchen glänzt, so zu sagen, in der Luft. Auf einmal erblickt man die Tempel der Vesta und der Sybille. Mit welcher Wollust das Auge diese schönen Säulen umschlingt! Aber man möchte sie zurückschieben

können, sie neigen sich zu sehr über den Abgrund vor. Diese Dornsträuche, dieser Epheu, diese Pflanzen wetteifern so malerisch mit dem korinthischen Akanth, um die Ehre die Säulen zu krönen!

Endlich findet man sich den Cascatellen gegenüber.

Sie sind mir lieber als der große Wasserfall, lieber als die Grotte Neptuns, lieber als alle Gewässer, deren Andenken mir zurückgeblieben ist.

Die Berge umfangen die Stadt so schön! die Stadt umfängt den Hügel so schön! Wie sanft er herabweicht, dieser Hügel; wie prangen die Saaten auf ihm! Hier ein Kornfeld, dort ein Obstgarten, weiter hin rebenumstrickte Stäbe. Aus der Mitte dieser lachenden Scene schießt plötzlich ein stürmischer Fluß hervor, der sich in fünf Arme zertheilt. Auf fünf verschiedenen Wegen sieht man sie bald aufsprudeln, bald hinfliessen, bald sich stürzen, bis sie unten andere Wellen treffen, die von allen Seiten hinzuströmen, sich mit ihnen auf dem smaragdenen Boden zu vermischen.

Hier war es gewis, wo Properz in dichterische Träume sich wiegen ließ und seine Lieder sang; hieher führte er, wenn es Abend wurde, seine schöne Cynthia.

Schmachtend und überwunden hieng ihr Arm an seiner Schulter; Er zeigte ihr alle Zauber dieser Scene, er leitete ihre zerstreuten Blicke auf die Wellen, die wie Garben empor springen, auf die Fluthen, die wie Silberfädchen dahinfliessen, auf diesen ewigen Regenbogen, auf die Moose die vom nassen Staube sich nähren, auf diese Bäumchen, die von der Bewegung der umher sich wälzenden Fluthen unaufhörlich zittern.

War es nicht vor diesen Wasserfällen, Horaz, war es nicht im Taumel dieses Schauspiels, daß deine Muse die Reize von Tivoli besang?

Me neque tam patiens Lacedæmon,
Nec tam Larissæ percussit campus opimæ,
Quam domus Albuneæ resonantis,
Et præceps Anio & Tiburni locus, & uda
Mobilibus pomaria rivis.

Und du, Zenobia, und Lesbia, du! kamt Ihr nicht zuweilen hieher? tröstete

Euch dieser schöne Aufenthalt nicht für Euren Verlust; für deine Krone, Zenobia, und dich, Lesbia, für deinen Spaz?

Welcher schöne Tag! wie kühl! wie still! wie einsam alles umher! O ein schöner Tag ist ein Fest, das der Himmel der Erde giebt.

„Mein Weib! meine Kinder! — meine „Geliebten alle! Wäret Ihr hier in diesem „Augenblicke!“ — Ich weis gewis, sie würden glücklich seyn.

Fanny, Adelaide, Adrian, Eleonore, es wäre Euch wohl unmöglich diesen Rasen ganz niederzutreten, die Hälfte nur dieser Blumen zu pflücken?

Leb wohl, Thal, leb wohl, Wasserfall, lebt wohl Felsengehänge und Blumen und Bäumchen und Moose. Vergebens wollt ihr mich zurückhalten; ich bin ein Fremder; ich wohne nicht in eurem schönen Italien; ich werde euch nicht wiedersehen. Aber meine Kinder, vielleicht, werden Euch einmal besuchen; seyd ihnen so lieblich als ihr's ihrem Vater waret.

Hier, meine Kinder, müßt Ihr Euch dann setzen, unter diesem alten Oelbaum, wo ich jezt sitze; der ist es, der am nächsten an dem

Abgrund vortritt; er steht einem Felsen gegenüber. Unter diesem Baume, meine Kinder, werdet Ihr die zauberische Lage am besten geniessen. ——————

Noch einmal lebt wohl, schöne Gewässer. Ihr seyd es, euer Schaum, euer Murmeln, eure Kühle, die Verwirrung und der Friede mit denen Ihr zugleich meine Sinnen durchdringt; was ich bey euch sehe, höre, empfinde, das ist es, wornach ich noch in dem Schoose meiner Familie, umringt von meinen Freunden, mich manchmal sehnen werde; und nicht diese Steine, dieses Erz, diese Schildereyen, diese gepriesenen Denkmäler. Ihr seyd ja die Natur, und sie, sie sind nur die Kunst.

Sechs und funfzigster Brief.

Tivoli.

Diesen Morgen, wie ich von den Cascatellen nach Tivoli zurückkehrte, begegnete ich Ackersleuten, die den Pflug zwischen abgebrochenen Schäften von Säulen trieben.

Ich entfernte mich einen Augenblick vom Wege, und verlor mich unter Ruinen von Hallen, die ehemals marmorne Palläste getragen hatten, und jezt Pflanzungen von Oelbäumen tragen.

Endlich kam ich mit meinen Gefährten nach Tivoli zurück, wo uns in einem Tempel der Sybille das Mittagsessen erwartete.

Die einfachen, gesunden Speisen würzte der Hunger und das immer rege Gefühl des Orts, wo wir waren. Rechter Hand lagen grüne Hügel, linker Hand rauhe felsigte Berge; vor uns fiel der Anio schäumend herab; über uns ruhte das reine, blaue Gewölbe des Himmels auf einer kreisförmigen Reihe korinthi-

scher Säulen von weissem Marmor; leichte glänzende Wolken eilten darunter weg. Wir deklamirten um die Wette Verse aus dem Horaz und Properz. Gegen das Ende der Mahlzeit überraschte uns ein reizendes Mädchen aus Tivoli, sie brachte uns Milch, so weiß wie ihre Zähne, und Erdbeeren, glühend wie ihre Lippen; sie erröthete über unsere freundlichen Blicke. Das Getöse des Flusses stahl uns oft unsere Worte weg. Wir schnitten unsere Namen in den Stein, ein Denkmal für unsere Freunde, wenn sie einst an diese Stelle kämen. Und dies alles hat diese ländliche Mahlzeit zu einem der seligsten Augenblicke meines Lebens gemacht.

Aber es muß geschieden seyn von Tivoli!

Sieben und funfzigster Brief.

Rom.

Gestern in der Nacht kam Feuer aus am Sankt Petersplatz, neben dem Vatikan. Es war die Stunde, wo Kinder und Greise bereits schlummern, indes die Mutter und der Unglückliche noch wacht.

Schrecklicher wüthete nie ein Brand, er drohte Rom den Untergang. Ein Wirbelwind fachte die Flamme an, und plötzlich loderten sie empor. Die Nacht mit ihren schwärzesten Finsternissen schien auserkoren, die grausenvolle Schönheit der Beleuchtung zu vollenden.

Welche Scene des Entsetzens in diesem umherstralenden Glanze! Ich sehe noch, ich höre noch alles; mich durchbebt und zerrüttet die Stimme der jammernden Mütter.

Ich hatte den Abend in der Gegend des Vatikans zugebracht, und gieng nach der Piazza di Spagna, wo ich wohnte. Indem ich den Sankt Petersplatz betrete, seh ich eine Flamme,

die vom Dach einer ärmlichen Hütte, ihres ersten Opfers, entlangs einer Reihe Marmorsäulen schon zum hohen Vatikan hinanschlug.

Ich war allein und läugne nicht, der erste Eindruck auf meine Sinne war der eines prächtigen Schauspiels: ich überlies mich dem Genuß. Aber in demselben Augenblick gieng zwanzig Schritte von mir ein Jüngling vorüber, der einen Greis auf seinen Schultern trug. An der Art, wie der junge Mann seine Blicke spähend umherwarf, wie er den Weg unter seinen Tritten ertastete, wie er sich hütete, dem Alten weh zu thun, merkte ich wohl, daß es sein Vater war. Der Greis, ganz unvermuthet dem Schlaf und den Flammen entrissen, weis nicht wo er ist, woher er kommt, wohin man ihn trägt; hingegeben in ein unbegreifliches Verhängnis, überläßt er sich seinem Retter. Vor ihnen lief ein kleiner Knabe, der sich von Zeit zu Zeit mit verstörtem Blick nach ihnen umsah. Eine bejahrte, beynah entkleidete Frau hatte das Gewand des Alten aufgeraft und folgte mit scheinbarer Gleichgültigkeit.

Ich war gerührt und sah ihnen nach, als ich nicht weit davon einen andern jungen Menschen erblickte, der ganz nackend und von der Glut verfolgt, sich mit den Händen an ein brennendes Fenster klammerte, und der Länge nach an der Mauer hinabhieng. Mit den Augen wählte er sich auf dem Steinpflaster die Stelle, wohin er mit der wenigsten Gefahr zu fallen gedachte.

Mutterherz! wer dich in voller Klarheit sehen will, der sehe dich im Licht einer Feuersbrunst! Von der Terrasse reicht eine zärtlich besorgte Mutter das theure Pfand der Liebe mit Angst und Zittern ihrem Gatten hinunter. Wie sie hervortritt, um sich tief, und tiefer noch hinüberzubeugen! Wie sie das Kind im Arm an die Brust, zum letztenmal an ihre Lippen drückt! und jetzt, zwischen den ausgestreckten Armen beider Aeltern, das Kind in seiner Wiege schlafend, jetzt . . . . ich wandte die Augen weg und entfloh.

Schon war ich über den Platz gekommen, da begegnete mir, aus einem brennenden Pallast herabstürzend, ein großes, schönes Weib von majestätischem Wuchs, im vollen Schmuck

der reichsten Kleidung; ihr Auge floß in Thränen, und an jeder Hand führte sie vor sich her ein nacktes Kind. Das kleinste sah seine Mutter weinen, und schrie und weinte mit ihr. Die Schwester, eine liebliche Gestalt, vor Kälte zitternd, strebte mit keuschen Händen und Armen ihren zarten jungfräulichen Leib zu kleiden und zu verhüllen. Aber der unglücklichen Mutter fehlte gewis noch ein Kind! zwey hielt sie an der Hand, und sie weinte noch!

Mittlerweile laufen Alte und Junge, Soldaten und Priester, Arme und Reiche zusammen, ein verworrenes Gewimmel von Menschen, das unaufhörlich sich vermehrt. Aus einer Ecke des Platzes in die andere schwankt die Menge, wie Wogen des stürmischen Meeres. Alles strömt in die Peterskirche, dann wieder heraus, jetzt nochmals hinein; das Gedränge reißt jeden mit sich fort, man stürzt einander nach und fällt! — Ich sah ein Mädchen in Ohnmacht. Vier Soldaten trugen sie auf ihren Säbeln an mir vorbey. Wie war sie so schön! Auf ihrer bleichen Stirne schwamm der Wiederschein des Brandes, er flimmerte in den Thränen, die der geschlossenen

Wimper entschlüpft, auf ihrer Wange noch zögernd standen.

Allein von allen Schrecken dieser Scene ergrif keiner meine Seele so gewaltsam, als in Augenblicken, wo der Wind sich legte, die schaudervolle Stille. Allmälig stiegen dann von allen Seiten aus ihr empor halberstickte Seufzer, tiefes Gewinsel, Geprassel der verzehrenden Flamme, lautes Krachen zusammenstürzender Gebäude, und Angstgeschrey der Mütter.

Endlich verlies ich den Platz. Siehe da! an einem Fenster des Vatikans, den Flammen zur Seite ein Kreuz! und Priester! siehe da! in völligem Ornat das Oberhaupt der Kirche selbst!

Die ganze Menge thut plötzlich einen Schrey und liegt auf den Knieen; hunderttausend Blicke sind nach dem Papst gerichtet; er sieht unzählige hochemporgefaltete Hände um sich her. Er hebt die Augen auf gen Himmel, und betet; das Volk schlägt die Augen nieder zur Erde, und betet. — — Daß ihr euch vorstellen könntet, wie in diesem Augenblick der andächtigen, feyerlichen Stille ein harmoni-

sches Gemurmel sich erhob, des Sturms, des Brandes und des Gebets!

Wo nehme ich aber Worte, das Bild euch darzustellen, das jezt vor meinen Augen schwebt? Auf den Stufen der Kirche, vereinzelt und allein, drückte eine Mutter mit ihren Händen die kleinen Händchen ihres vor ihr knienden Kindes, faltete sie mit Wohlgefallen zusammen und lehrte sie beten. Hinter ihr stand ein junges Mädchen mit verweinten Augen und fliegendem Haar. Von Schmerz und — wer könnte zweifeln? — von Liebe gefoltert, streckte sie flehend ihre Arme dem Papst entgegen. Dem Vatikan und seinem Fürsten den Rücken zugekehrt, saß eine Frau zu ihren Füssen, und sah sie staunend an; sie weinte nicht, sie betete nicht; ihr Kind lag ihr spielend im Schooße.

Das hohepriesterliche Gebet ist vollendet. Der heilige Vater richtet sich auf, und das Volk, verschmachtend vor Erwartung, blickt unverwandt zu ihm hinan.

Horch! er spricht, mit der Stimme der Hofnung und im Antlitz Friede, die göttlichen Segensworte über die im Staube liegende

Menge. Unverzüglich, sey es Wunder oder wunderähnlich, noch rauschten die letzten Worte des Segens in den Lüften und die Winde rauschten nicht mehr; die Flammen sanken in sich selbst zurück; schwarze Rauchwolken stiegen wirbelnd in die Höhe, umschleyerten, erstickten den Brand, und gaben der Nacht ihre Schatten wieder.

Diese Scene, mit Raphaels Kunst; — fürwahr! auch das ist ein Wunder (*).

(*) Darf der Uebersetzer seine Leser erinnern, daß der Mann, der hier so tyrannisch mit ihren Affekten spielt, diesen Brand zwar gesehen, aber im Bilde gesehen hat? Die Erinnerung ist vielleicht um so eher verzeihlich, da es sogar einer gelehrten Allwissenheit entgangen ist, daß der Verfasser hier Raphaels Gemälde im Vatikan, das berühmte incendio del borgo, beschreibt. F.

Acht und funfzigster Brief.

Fraskati.

Fraskati war vormals Tuskulum.

Man schlug mir bey meiner Ankunft vor, die Villa Pamphili, Mondragone und Ludovisi zu besehen.

Nein, sagt' ich: führt mich nach der Villa Marcus Tullius Cicero.

Aber sie ist zerstört. Das Andenken sogar des Orts, wo sie stand, lebt nicht mehr.

So mußt' ich mich also mit der Villa Pamphili, Mondragone und Ludovisi begnügen.

Ich habe ihre Wasser, ihre Bäume, ihre Palläste gesehen, wiedersehen möchte ich sie nicht.

Für die Römer mögen diese Orte reizend seyn, sie haben keine andere.

Aber hier verweilt der Wanderer nicht, der das kühle Thal von Maupertuis genossen, der sich in den Fluren von Ermenonville ver-

irrt, oder auf den Fußsteigen der Wüste in lieblichen Träumen verloren hat; nicht der Wanderer, der je die entzückenden Landschaften besuchte, mit welchen in Frankreich die Ufer der Seine, der Loire, der Saone und der Dordogee prangen.

Die Palläste dieser Villen sind ungeheure Steinhaufen. Nach und nach hat man alle Bildsäulen und Gemälde, die ihnen einen Werth gaben, daraus wegbringen lassen.

Die Gärten sind in einem kläglichen Zustande.

Zwar kömmt das Wasser noch klar, frisch, und in reichlicher Maase von dem höheren Gebirg herab; aber kaum haben sie es in ihren Gärten, so zwängen sie es in Kanäle und Becken ein, statt es dem Willen der Natur gemäß, von Felsen zu Felsen, von Rasen zu Rasen laufen, murmeln, sprudeln zu lassen; und nun hilft es sich kümmerlich durch Cascaden, Springbrunnen, Fontainen heraus, die jeden Tropfen, jede Bewegung, jedes Geräusch des gefangenen Elements einschränken und abmessen. Kurz, diese schönen Gewässer, welche die Natur bestimmt hatte, die Phantasie

des Dichters zu begeistern, die Träumereyen des Gefühlvollen zu beseligen, den Schlaf des Wollüstigen zu kühlen, müssen jetzt zu albernen Kinderpossen fröhnen.

Doch ist es den Italienern nicht gelungen, diese reizenden Lagen zu vernichten, diese romantischen Aussichten zu verdecken. Sie konnten den Saft nicht austrocknen, der auf diesen Anhöhen in immerfrischem Grün aufschießt. Sie konnten den Zephirn, den Stralen eines schönen Tags, den Liebesgesängen der Vögel diese lieblichen Pläzchen nicht verschliessen.

Am meisten ist mir die Aussicht von der Terrasse der Villa Mondragone aufgefallen.

Linker Hand ruht der Blick auf einem Hügel, der den ganzen Horizont durchschneidet und wie ein Vorhang, mitten in die Landschaft hervortritt. Das Auge ergözt sich am sanften Hang dieses Hügels, der ein reiches Amphitheater aller Schätze des üppigsten Pflanzenwuchses darbietet; an seinen Seiten Gesträuch und Bäume mit jeder Art von Blumen, von Schatten, von Blättern; an seinem Fusse unzählige Geschlechter von Bäumchen, die in gelben, purpur-, aurorfarbenen Trauben oder

Kränzen oder Büscheln aufschiessen oder sich beugen; und seine prangende Spitze krönt endlich der bleiche Oelbaum mit gesenkten Wipfeln, die schwarze Cypresse, die ihr Haupt erhebt, und die grüne, pyramidalische Fichte.

Ganz verschieden ist der Anblick rechter Hand der Terrasse. Der See Regillo, an dessen Gestade Rom den ersten seiner Siege davontrug; die Hügel von Tivoli, wo Catull und Lesbia liebten; die Aecker, die der ältere Cato baute; Sümpfe, die einst Lucullus Gärten waren, und die Höhen, wo Cicero dachte.

Zwischen diesen zwey Aussichten umfaßte ich mit einem Blick zu meinen Füssen die Campagna di Roma; über meinem Haupte die Unermeßlichkeit des Himmels; vor mir die Bahn der Sonne; an den Gränzen des Horizonts Rom, die Apenninen und das Meer.

Neun und funfzigster Brief.

Rom.

Die alten Künstler hatten, um Helden und Götter darzustellen, einen großen Vortheil über die Neuern zum voraus, denn sie lebten gleichsam in der Mitte der Fabel. Von Kindheit auf hatten sie mit den verschiedenen Wesen der Fabel den vertrautesten Umgang; sie erkannten jedes an seinem Schleyer, nannten jedes bey seinem Namen; sie hatten die wahrhaft lebendige Sprache der Allegorie auswendig gelernt. Bey einer so früh erworbenen Fertigkeit diese Bildersprache zu reden, kostete es ihnen in der Folge wenig Mühe, sie korrekt zu schreiben, es sey mit dem Meissel, oder mit dem Pinsel und der Feder, auf Papier' Leinwand oder Erz.

Die neueren Künstler hingegen sind von dem seltsamen Volke der Fabel durch Jahrhunderte, Vorurtheile und Sitten so weit abgerissen, daß sie in so großer Entfernung seine

Gewänder nicht unterscheiden, noch sie von dem Nackten trennen können.

Sie müssen folglich in die größte Verlegenheit gerathen, so oft sie das fabelhafte Alterthum verstehen oder ausdrucken wollen. Was die Alten mit dem Auge sahen, müssen die Neuern mit dem Geiste sehen; was jene lernten, müssen diese ersinnen; kurz, sie müssen mit eigenen Händen den zerrissenen Schleyer der Fabel ergänzen.

Auch in Absicht auf die Darstellung des Nackten hatten die alten Künstler wesentliche Vortheile vor den Neuern.

Das Nackte der Natur bot sich in Spielen, Festen und Kämpfen beständig ihren Augen dar.

Klima oder Sitten nöthigen es jetzt, sich sorgfältig und unter allen Umständen vor den Blicken zu verbergen; nur selten läßt es sich überraschen; das Klima und die Sitten lassen sich nur selten hintergehen, ob sie gleich übrigens unsere Augen, zum Ersatz für die Schönheiten des Nackten, mit den Reizen der Schamhaftigkeit ergötzen.

Auch um Schönheit nachzubilden war die Lage der alten Künstler glücklicher. Das Klima, wo sie lebten, begünstigt vom Himmel, erzeugte die Schönheit. Ihre Religionen der Liebe beteten sie an; ihre wollüstigen Sitten forderten sie von allen Künsten. Schönheit hieß ihrem Volke ein Verdienst, und es belohnte ein schönes Weib, wie es einen großen Mann belohnte.

Zwey Herkulesfiguren, von zwey jungen Künstlern gezeichnet, veranlaßten gestern diese Betrachtungen bey mir.

Dem einen sagt' ich: weil Ihr hier eine derbe Figur hingezeichnet, und dieser Figur derbe Arme, derbe Beine, einen derben Kopf gegeben habt, so glaubt Ihr einen Herkules gemacht zu haben; was Ihr gemacht habt ist nur ein Koloß.

Dem andern: weil Ihr den männlichsten und gewaltigsten Körper in einer kraftvollen Stellung, in dem Moment einer nachdrucksvollen Handlung vorgestellt habt, so glaubt Ihr einen Herkules gemacht zu haben; was Ihr gemacht habt, ist nur ein Ringer.

„Was mußten wir denn thun," fragten sie beyde, „um den Herkules vorzustellen?"

Etwas so nothwendiges und einfaches als allgemein vernachläßigtes: vor allen Dingen wissen, was Ihr machen wollt, vor allen Dingen wissen, was Herkules ist.

Wenn ich über den Herkules die Geschichte der Helden und Götter, die Fabel befrage, so ist mirs unmöglich, in der Geburt, in den Thaten, in dem Tode, in der Unsterblichkeit des Herkules, im Herkules, dem Sohne Jupiters, dem Ueberwinder der Tyrannen und Ungeheuer, der auf seinem Rücken den Weltbau trägt, zu Omphalens Füßen spinnt und mit der Hebe sich vermählt, — es ist mir, sag' ich, unmöglich die Kraft zu verkennen, die Kraft' diese große Triebfeder der wirkenden Natur, durch welche das Weltall lebt, die nur der Schönheit gehorcht, nur mit der Jugend sich vereinigt.

Befrage ich dann ferner den Genius der Allegorie, welches die eigenthümlichen Ausdrücke sind, in seiner Sprache unsern Augen dieses abstrakte Wesen zu nennen, so zeigt er mir zuerst die erhabenste Stärke an, deren der

menschliche Körper fähig ist. Er lehrt mich dann die Symbole dieser hohen Stärke finden, nicht in der letzten Entwickelung der Formen, denn diese bezeichnet Größe; nicht in der Dicke der Gliedmassen, denn diese bedeutet Gewicht und Masse; nicht in der Rohheit der Züge, denn diese verräth Wildheit; auch nicht in der energischen Spannung der Muskeln, die weit entfernt der Kraft anzugehören, die Anstrengung ausdrückt; aber in der deutlichen Aussprache aller vereinigten Zeichen eines ausströmenden, allgemeinen, überschwänglichen, wirkenden Lebens, also in der Entwickelung, der Biegsamkeit, dem Hervorstechenden aller Adern, in denen unter der ganzen Oberfläche des menschlichen Körpers das Leben fließt.

Meine erste Sorge wird also seyn, daß mir dieser Marmorblock einen Körper gebe, der weder jung noch alt, aber reif, in voller Mannheit, nicht kolossalisch aber gros; nicht maßiv aber stark sey. Hier ist er. Aber noch fehlt ihm die Schönheit des Helden, das Uebermenschliche des Gottes.

Jetzt also muß ich die Schranken der Natur verlassen, und das idealische Schöne soll mich

leiten. Ich ordne, wäge alle Glieder dieses Körpers, ich messe ihr Verhältnis, ich mildere diese rauhen Muskeln, ich ebene diese Adern, die den Körper durchstreifen, und endlich, durch eine Menge unmerklicher Abstufungen, ziehe ich über seine ganze Oberfläche eine hervorstechende und doch wellenförmige Linie, die, wo sie ruht, eine Form bestimmt, und wo sie entweicht, einen Umriß zurückläßt.

Aber noch ist das Schwerste zurück. Eine Handlung ist noch zu wählen.

Wohl eine schwere Wahl, rief der jüngere von den beyden Künstlern, unter so vielen Heldenthaten des Herkules. Er mag eine Hydra erdrücken, oder einen Riesen zu Boden werfen, oder einen Löwen zerreissen, welche dieser Handlungen beweist mir am besten einen Herkules?

Nein, junger Mann, erwiederte ich; ich will den Herkules in keiner seiner Heldenthaten vorstellen. Hat sie Euch der Anblick dieses Körpers nicht schon alle gesagt? Braucht Ihr mehr als diesen Arm zu sehen, um es zu begreifen, daß jeder Tyrann und jedes Ungeheuer Herkules Arm und den Tod in demselben Augenblick fühlte?

Begreift Ihr endlich nicht, daß jede Ausübung von Stärke auf die Stärke des Herkules einen Schein von Anstrengung, auf den Gott einen Schein von Menschlichkeit werfen würde?

Bleibt aber meinem Meissel kein Grad mehr von Stärke diesem Körper zu geben übrig, so bleibt ihm doch noch übrig fühlbar zu machen, wie natürlich diesem Körper diese Stärke ist; mithin fühlbar zu machen, daß sie göttlich ist.

Diese Wirkung nun erreiche ich nicht durch Entwickelungen von Formen, nicht durch Anstrengungen von Kraft, sondern lediglich durch Contraste.

Die Contraste sind es, die dem Auge sichtbar machen, was nur eben erschien, die ihm in hellem Lichte zeigen, was nur eben sichtbar wurde. Sie allein sondern die Menge der Wesen von dem einförmigen Grund der Fläche ab, bestimmen, beleuchten und trennen sie.

Ohne die Contraste wäre das Universum Ein Wesen.

Also werde ich den hellsten Contrast auf diesen erhabenen Körper zu werfen suchen; und

dies ist die Stellung, in welcher er sich vom Marmor losreissen soll.

Stehend, alle Adern, alle Muskeln, alle Glieder ruhend, die Brust eben, in friedlicher Bewegung, die Beine nachläßig vor sich hin übereinandergeschlagen, den linken Arm auf einer Keule gestützt, in der rechten Hand, die eben den Drachen der Hesperiden erwürgte, hinter dem Rücken drey goldene Aepfel haltend; der nervigte, biegsame Hals stolz nach dem Himmel aufsteigend, das edle Haupt anmuthig gegen die Erde geneigt; Heiterkeit auf der Stirne, Majestät in den Zügen, Friede seiner Seele und der Welt in den gesenkten Augenbraunen, Träumerey in den Augen, Lächeln auf den Lippen — — Meissel halt ein, dieser Marmor ist Herkules.

„Das ist der Herkules vom Pallast Farnese," riefen sogleich die jungen Künstler aus. Wahrlich ja, sagte ich, es ist der Herkules vom Pallast Farnese.

Der Herkules Farnese ist eines der unsterblichen Wunderwerke des griechischen Meissels.

Welches richtige und warme Gefühl, welches Genie mußte ihn leiten, den Künstler, Dichter, Gelehrten, Philosophen, der den kühnen Gedanken gebar und ausführte, mit der Schönheit, dem wesentlichen Zweck aller Künste; nicht jene sympathisirenden Eigenschaften, die in natürlichem Bunde mit ihr stehen; nicht die Zärtlichkeit, die selbst Schönheit ist; nicht die Jugend, die Blüthe der Schönheit; nicht die Unschuld, die sie schmückt, den Stolz, der sie veredelt, den Schmerz der ihr Größe giebt; nein, mit der Schönheit die Kraft zu paaren, die Kraft, diese anscheinende Feindin der Schönheit.

War es möglich, die Kraft besser zu fassen, sie besser von der Anstrengung oder gar von der Stärke, die ihr ähnelt, zu unterscheiden?

Gebt wohl Acht, wie jeder dieser richtig gezeichneten Muskeln aufschwillt, ohne gespannt zu seyn. Dieser Körper ruht sich nicht aus, er ruht; er stützt sich nicht, er ist gestützt. Der Kopf ist von gewöhnlicher Größe, nur die Arme sind gewaltiger.

Aber mehr als das alles bewundre ich die tiefe Kenntnis, die glückliche Wahl der Con-

traste. Der Künstler hatte es wohl begriffen, daß der große helle Contrast der Kraft die Ruhe ist; der Gewalt, die Sanftmuth; der Majestät, das Lächeln.

Kein Stoß des Meissels an diesem Marmor, der nicht ein Geniezug wäre.

Sechzigster Brief.

Rom.

Warum sollt' ich Euch nicht sagen, wie es in Rom um jene Blume aussieht, die allen Völkern so viel gilt, bey welcher das Herz des Jünglings zu klopfen beginnt, die des Mannes Phantasie noch entzündet, wenn nichts mehr sie erwärmen kann, deren Erinnerung dem Greise noch zuweilen Wehmuth oder Lächeln abzwingt; warum sollt' ich Euch von der Schönheit der Römerinnen nichts sagen?

Die Schönheit ist hier selten, wie überall. Die Natur verfehlt oft in der Bildung des Weibes jene reizende Verschmelzung von Farben und Formen, die der Blick des Mannes verlangt, wenn er ein Weib sieht.

Hier gelingt ihr meistens nur die Zeichnung des Gesichts und der Hand. Die Taille entwirft sie nur, den Busen vollendet sie nicht, und vorzüglich den Fuß übersieht sie. So gelingen ihr auch alle Arten von Blumen nicht in gleichem Grade in allen Ländern der Welt.

Man behauptet, daß sie diese Nachläßigkeit oder diesen Mangel an Geschicklichkeit bey den Römerinnen durch die Vollkommenheit der Schultern wieder gut macht; aber mir kömmt es vor, als ob die Schultern der Römerinnen nur darum schöner schienen, weil sie sich mehr zeigen. Doch kann es auch seyn, daß sie das embonpoint, womit sie sehr zeitig behaftet werden, wirklich verschönert.

Stirne, Augen, Nase, Mund, Kinn, Hals und Ohren können übrigens nicht besser gestellt seyn, nicht schöner harmoniren; die Natur konnte sich dabey keiner reineren, sanfteren, korrekteren Formen bedienen; alle kleinen Theilchen sind ausgearbeitet und das Ganze vollendet. Die Farbe — Lilien und Rosen im schönsten Schmelz! Der Pürpur der Wangen — immer ist es, als ob die Schöne ein wenig erröthete.

Ein schöner römischer Kopf veranlaßt immer Staunen, und ganz, mit allen seinen Theilen erschüttert er das Herz. Der erste Blick faßt ihn auf, die geringste Reminiscenz ruft ihn wieder zurück.

Doch — den Neid der Schönen andrer Länder zu versöhnen — wenn die Natur den Römerinnen diese Schönheit verliehen hat, welche Staunen und Bewunderung erregt, so versagt sie ihnen dafür jene Grazie, welche Rührung und Liebe hervorbringt. Wenn sie die ständigen Reize besitzen, die aus einem schönen Weibe nur Eine Schönheit machen, so fehlen ihnen dafür jene flüchtigen Reize, die zwanzig holde Geschöpfe aus einem einzigen machen. Steht einen ganzen Tag diesem Gesichte gegenüber, Ihr werdet in diesen schönen Augen nur Einen Blick, auf diesem schönen Munde nur Ein Lächeln finden, Ihr werdet keine Freude, keinen Kummer über diese reine Stirne streichen sehen, Ihr werdet auf diesen vollendeten Zügen keine der leichten Wellen erblicken, welche die unbewußte Regung eines zärtlichen Gefühls, eines feinen Gedankens, wie über einem klaren, lebendigen Wasser, aufwirft.

Es ist aber auch nicht wohl möglich, daß ein Weib von sehr lebhaftem Gefühl vollkommen schön sey. Die Regungen des Gefühls müssen nothwendig die Verhältnisse der Züge stören;

aber sie setzen Ausdruck an die Stelle der Schönheit.

Sehr selten trift man hier auf eine rührende, hinreissende, seelenvolle Gestalt.

Aber welche schönen Hände! und es ist etwas so seltnes, so schönes um schöne Hände!

Die Schönheit blüht bey den Römerinnen sehr früh, und mit einemmal auf. Diese Rose hat hier keine Knospen. Eine Römerinn ist im funfzehnten Jahr in der vollen Blüthe ihrer Schönheit; allein sie pflegt ihrer nicht durch Bewegung, sie betäubt sie durch Schlaf, sie erhält sie nicht durch die Art sich zu tragen, und so geschieht es, daß sehr bald das zunehmende Fleisch alle ihre Züge überladet, alle Verhältnisse ihrer Formen zerstört. Eben dieser Weichlichkeit aber, die in so kurzer Zeit alle feinen Reize ihrer Figur welken läßt, verdankt sie diese schönen Schultern, mit welchen sie so wohlgefällig, so verschwenderisch vor den Männeraugen prahlt.

Noch eine Ursache, warum die Schönheit in Rom so schnell verblüht: sie hält sich immer eingeschlossen, immer im Schatten. Wie

die andern Blumen bedarf auch die Schönheit der Sonne und ihrer Stralen.

Auch von der Stimme der Römerinnen muß ich Euch ein Wörtchen sagen. Ihr haltet sie doch für nichts unwesentliches bey dem Geschlecht! Die Stimme eines Weibes! — Mit der Stimme der Römerinnen ist es wie mit ihrer Figur; sie ist schön, aber ohne Seele. Sie hat zuweilen Ausbrüche der Leidenschaft, aber niemals ihre lieblichen Töne. Laßt Euch eine Römerinn vorsingen; ihre Stimme empfieng das Leben nicht in ihrem Herzen und wird in dem Euren nicht sterben.

Doch giebt es auch Ausnahmen. Ich wenigstens kenne deren drey: Theresa, Rosalinda und Palmira P . . . . .

Freylich erhält der Umgang mit Fremden in ihres Vaters Hause die Coquetterie ihres Geschlechts und ihre eigene beständig in Athem.

Therese wäre Armida, verjüngt. Zu Herminiens Zeiten hatte Palmira der Herminia geglichen. Rosalinda hat etwas von allen Weibern, die in allen Ländern gefallen. Sie bewegt die Augenlieder, und Ihr seyd hin; sie bewegt die Lippen, und Ihr lebt auf, um

wieder hin zu seyn. Alle drey Schwestern sind voll Talenten. Sie tanzen — mit einer Weichlichkeit! Sie singen — mit einem Ausdruck!

Das wäre denn nun genug über die Schönheit der Römerinnen. Man muß den Finger auf dem Flaum der Blumen nicht ruhen lassen, nicht ihren Geruch zu lange einathmen.

Ein und sechzigster Brief.

Rom.

Ich komme in eine Kirche und lese da auf einer Säule diese päbstliche Bulle:

Jedem, der für den König von Frankreich beten wird, zehn Jahre Ablaß.

Sicherlich war es Ludwig der Elfte, der damals regierte.

Zwey und sechzigster Brief.

Rom.

Diesen Morgen habe ich hier wieder Ueberreste des alten Roms gesucht.

Was man davon hat ausgraben können, hatten schon die Barbaren, oder der Fanatismus, oder die Zeit verstümmelt.

Die Italiener heben indessen diese wenigen Trümmer sehr sorgfältig auf; nicht aus Geschmack oder aus Ehrfurcht für das Alterthum, sondern lediglich aus Gewinnsucht. Denn diese Trümmer sind es, die ihnen aus allen Enden der Erde die Menge von Fremden herbeylocken, von deren Neugierde seit langer Zeit fast ganz Italien lebt.

Die Italiener hegen diese Ruinen, wie Bettler ihre Wunden offen halten.

Eine eigene unbeschreibliche Empfindung machte mir ein Spatziergang in einem Mausoläum Augusts.

Dieser prächtige Pallast des Todes enthielt eine lange Reihe von Zimmern; jedes Glied der Familie Augusts hatte das seinige.

Ich dachte doch mit einigem Wohlgefallen: nun trittst du unter deine Füße die Atomen des eiteln, kalten Staubes, die einen Augenblick zusammengefügt, vor zweytausend Jahren Octavius hießen.

Ueber diesem Mausoläum hat man ein Theater erbaut, wo von Zeit zu Zeit Thierhetzen gegeben werden. Löwen hört man brüllen in diesem uralten Stillschweigen des Todes.

Der berühmte Obelisk, der unter den Cäsarn mit so vieler Mühe und so großem Aufwand von den Ufern des Nils an die Ufer der Tiber versetzt wurde, der ganz mit Hieroglyphen, dieser nunmehr unerklärbaren Zeichenschrift, beschrieben ist, der mitten zwischen den sieben Hügeln seine Stirne zu den Wolken erhob, die Sonnenstralen zurückwarf und ganz Rom die Stunden sagte; hier liegt er in einem Winkel, wie ein Leichnam zerstückt, von Staub und Schlamm und Jahren bedeckt und verzehrt.

Er ist von seinem Gestell getrennt, das nicht weit davon auch liegt. Auf diesem liest man: Senatus populusque Romanus, und unmittelbar darauf: Urbanus pontifex maximus. Wie viel Jahrhunderte erdrückt diese ungeheure Zusammenstellung.

Von dem ganzen Forum Trajani steht nichts mehr als die Säule, die das Bild des Kaisers der Anbetung der Welt preis gab.

Diese steht noch aufrecht und unverstümmelt, das abgerechnet, daß sie statt des Trajans jezt den heiligen Petrus trägt.

Bildhauerey, Gestalt, Verhältnisse sind an dieser Säule bewundernswürdig. Das ganze kriegerische Leben Trajans steht hier in Triumphen geschrieben. Auf dieser Säule findet man gegen tausend Figuren, unter welchen Maler und Zeichner noch täglich Ausdruck, Stellungen, Formen aussuchen.

Ihre Basis ist prächtig, mit Helmen, Panzern, Schwertern, und einer Menge kriegerischer Werkzeuge geschmückt. Aber der größte Ruhm, die höchste Zierde dieses herrlichen Denkmals ist, daß es deinen Namen trägt, Trajan!

Wie ist es möglich die beiden Pferde zu beschreiben, die man auf dem Platze di Monte-Cavallo, dem Pallast des Pabstes gegenüber sieht, oder die zwey Sklaven, die sie führen?

Gedanke und Ausführung sind erhaben an diesen beiden Gruppen.

Auf dem Gestell der einen liest man: Werk des Phidias; auf dem Gestell des andern: Werk des Praxiteles. Diese Aufschriften sind sichtbar neu, und doch liest man sie ohne Unwillen.

Die Pferde sind in der That Pferde, nur von einer eignen Gattung, Marmorpferde.

Diese Menschen Sklaven? Welche Körper, welche Köpfe, welche Beine und Arme! und wieder, welche Körper! Das ist die Ordnung, in welcher sie mein Auge verfolgt.

Wie wird denn dieser Sklave das stolze Roß bändigen, das frey vom Zügel und Gebiß, wiehernd sich hoch aufbäumt? — Er sieht es an.

Drey und sechzigster Brief.

Rom.

Was ist die Liebe bey den Römerinnen? Was sie seyn kann bey diesem Klima, bey diesen Sitten, wo sie so selten Hindernisse antrift, die sie verstärken, Vorurtheile, die ihren Werth erhöhen, sittliche Begriffe, die sie verschönern, Zwang, der sie nährt, kurz, wo sich so selten alle Umstände vereinigen, wodurch sie in unsern Sitten so oft ein Glück, ein Sieg, eine Tugend wird.

Bey den Römerinnen ist die Liebe nichts als Zeitvertreib, oder Geschäft, oder Laune, und sehr kurze Zeit ein Bedürfniß. Als solches nützen sie die Liebe sehr früh ab; ihr Herz liebt, sobald es mannbar ist.

Von Liebe zu reden sollte doch eines der Mysterien der Liebe bleiben; hier aber ist es einer der Gemeinsprüche der Unterredung, so gut wie das Wetter, die Ankunft eines Fremden, die Beförderung dieses Morgens, die Procession dieses Abends.

Vor ihren Müttern spricht man mit den Töchtern von Liebe; die Mütter sogar, sprechen von Liebe vor ihren Töchtern.

Eine Mutter erzält ohne allen Rückhalt: meine Tochter ißt nicht und schläft nicht, sie hat die Liebe (a l'amore) (*), als ob sie sagte: meine Tochter hat das Fieber.

Ich habe Priester gesehen mit jungen Mädchen tanzen, und es gab kein Aergerniß. Noch mehr, man fand nichts lächerliches daran; denn es giebt hier kein Costume, keinen Wohlstand, keine Ansprüche, die Geschlechter, Würden, Alter von einander unterschieden.

Ein alter Mann, ein Officier, ein Kardinal können in einem Winkel, im Finstern mit einem jungen Mädchen schwatzen, und von Liebe.

Die Sprache ist so ausgelassen wie das Clima. Kann man einem Weibe etwas sagen, so sagt man ihr alles.

(*) Sie ist verliebt, sagt unser Sprachgebrauch, das wissen wir wohl; aber diesmal mußten wir uns nach dem Ausdruck unserer südlichen Nachbaren bequemen, um den Stachel des Witzes nicht abzustümpfen. F.

Im Ganzen genommen führen sich indes die Mädchen gut genug auf; bis zum Altar bringen sie fast alle die Jungfräulichkeit, nicht des Herzens, aber des Körpers, aus welcher die Italiener viel machen.

Die Mädchen bringen unter den Augen ihrer Mütter ihre erste Jugend mit Ausübung des Unterrichts zu, den diese ihnen über die Kunst, einen Mann zu fangen, gegeben haben. Weil aber die Männer auf ihrer Hut sind, so spannen sie zwanzigmal ihr Netz aus, ehe sie einen fangen. Sie lassen nichts unversucht, um es dahin zu bringen; aber in diesem Kunstgrif steckt zuweilen der Fehler.

Die anerkannteste Galanterie schadet hier nicht dem Ruhm; ein Weib ist tugendhaft, wie sie häßlich ist; galant, wie sie schön ist. Was ist es denn nun mehr? Sie liebt!

Die Weiber trennen sich nicht eher von der Liebe, das heißt von den Männern, als wenn sie sie nicht mehr bezahlen können.

Hier muß man bey den Weibern die herzliche Zärtlichkeit nicht suchen, die den Zauber jener geheimen, engen Gemeinschaft zwischen zwey Liebenden macht, die Zärtlichkeit, deren

Leiden Wollust sind, die in Aufopferungen schwelgt, durch Genuß vermehrt wird; kurz, die sittliche Liebe, die den physischen Trieb fesselt oder beherrscht, oder wenigstens ihn verbirgt und schmückt.

Auch findet man hier unter den beyden Geschlechtern die reizenden Gattungen von Freundschaft selten, deren eine die Nachfolgerin der Liebe, die andere ihre Nachahmerin ist, und die beyde ihr oft zum Verwechseln ähnlich sind.

Vier und sechzigster Brief.

Rom.

Da ist sie also, diese in den Schicksalen Roms so merkwürdige Quelle, an deren Rand der weise Numa mit der Najade des Orts gesprochen zu haben vorgab, und woselbst nach mehreren Jahrhunderten, unter dem Zepter der Cäsarn, die keuschen Vestalinnen badeten!

Wo ist aber der dunkle, heilige Hayn geblieben, der die Quelle beschattete, der sie gegen die Winde, gegen Thiere und Menschen schützte?

Nein; Egeria war nicht die Gottheit, die sich mit Numa besprach. Euer Murmeln, ihr holden Gewässer, eure Kühle, und der Zauber dieser geheimnisreichen Stille, das ist Eure Gottheit.

Auch ich fühle mich von Euch begeistert. Mein Herz ist ruhig, mein Geist ist heiter, meine Sinnen sind im Frieden; ich bin glücklich. Aber damals, da statt dieses Marmorbogens, nur Moos, und Rasen, und Veilchen

und Geisblatt und jungfräulicher Weisdorn. Euch deckte und schmückte, war't Ihr da nicht weit beredter als jetzt?

Wonne war es mir, diese schönen Quellwasser zu hören, wie sie frey und ungebunden, und der Natur allein folgsam, jetzt rieseln oder sich ergießen, oder über Moos und Sand und Marmor, zwischen Säulentrümmern hüpfen! Sie unterhielten mich von allem, was meinem Herzen theuer ist; sie weckten das Bild der Geliebten so lebhaft in meiner Phantasie, daß ich sie alle zu erblicken wähnte.

Wie freu ich mich dieses Dorngesträuchs, dieses Epheus und der wilden Reben, die statt der Hälfte des Marmorgewölbes einen Thronhimmel von leichten jungen Schatten um die Quelle bilden, auf dessen hangenden Ranken alle Weste sich wiegen!

Diese korinthischen Kapitäler glänzten vorzeiten in den Lüften, und ihre Masse schien der Erde eine viel zu schwere Last; jetzt liegen sie auf dem Rasen! Diese zarten Akanthusblätter beschattet jetzt die Nessel! Es tröste sich alles was kriecht; denn alles Hohe muß fallen!

Daß ich dich verlassen muß, reizende Quelle! Diese wüste, stumme Gegend ist keine Stätte mehr für dich. Mitten in Arkadien solltest Du fließen, oder wo die Heerden sich von deinem Wasser laben, die Hirten an deinen Gestaden ruhen, die Hirtinnen bey deinem Gemurmel träumen könnten!

Dies ist einer von den Spatziergängen die man um Rom machen kann. —

Mögen andere aus Rom Gemälde und Marmorstücke, und Münzen und Seltenheiten der Natur nach ihrer Heimath führen; ich, ich bringe Eindrücke, Empfindungen und Gedanken nach Hause, zumal jene Gedanken, Empfindungen und Eindrücke, die am Fuß antiker Säulen, oben auf den Triumphbögen, tief in verfallenen Gräbern, und am moosbekränzten Rande der Quellen entstehen.

Ende des ersten Theils.

Inhalt

des ersten Theils.

Erinnerung des Herausgebers . S. III

Nachschrift des Uebersetzers VII

I. Brief. Avignon.

Beschreibung des Quells von Vauclüse. 1

II. Brief. Avignon.

Verurtheilung eines Unschuldigen zur Galeere . 6

III. Brief. Toulon.

Begrif von dieser Stadt. — Galeerenzucht. — Auszug aus dem Protokoll. — Wich-

tiges Ereigniß unter den Galeeren-
sklaven S. 11

IV. Brief. Nizza.

Beschreibung von Nizza 17

V. Brief. Nizza.

Fernere Nachrichten von Nizza. Mittags-
mahl bey Herrn Thomas 20

VI. Brief. Monaco.

Vorstellung vom Fürstenthum Monaco 24

VII. Brief. Genua.

Schildereyen — Tod des Holofernes —
Himmelfahrt der Jungfrau von Guido
Reni. — Tod der Kleopatra 27

VIII. Brief. Genua.

Pracht des Pallasts Sera. — Etwas zur
Beschreibung der Stadt Genua. — Un-
wissenheit und Sorglosigkeit des
Adels. — Krankenhospital 31

IX. Brief. Genua.

Vom Handel, von der Bank und von der Polizey S. 36

X. Brief. Genua.

Entwurf des Pallasts Durazzo. — Schildereyen, — Magdalena des Paul Veronese, — Orindo und Sophronia am Scheiterhaufen 40

XI. Brief. Genua.

Gemälde vom Tode des Seneka 42

XII. Brief. Genua.

Beschreibung der Galeeren. Schicksal der freywilligen Rudersklaven und der von genuesischen Korsaren gefangenen Türken 44

XIII. Brief. Genua.

Schilderung des Exdoge von Genua, Herrn L. . . . und Beschreibung seiner Gärten zu Poggi 48

XIV. Brief. Genua.

Das Hospital der Unheilbaren S. 55

XV. Brief. Genua.

Gemälde vom Alban, ein Schäferstück 57

XVI. Brief. Genua.

Ueber die Regierung 59

XVII. Brief. Genua.

Ueber die Gerechtigkeitspflege S. 65

XVIII. Brief. Genua.

Fortsetzung 68

XIX. Brief. Genua.

Fortsetzung. — Urtheil der Genueser über Herrn Neckers Buch von der Verwaltung der Staatseinkünfte 71

XX. Brief. Genua.

Das Cicisbeat. — Putz der Genueserinnen. — Sittengemälde 74

XXI. Brief. Genua.

Das Albergo de' poveri. Marmornes Medaillon von Michel Angelo. — Himmelfahrt der Jungfrau, von Püget S. 78

XXII. Brief. Genua.

Kirchen. — Statue des heiligen Sebastian, von Püget 81

XXIII. Brief. Lucca.

Vorstellung dieses Staats. Volksgesinnungen über die Regierung 83

XXIV. Brief. Pisa.

Lage des Orts. — Merkwürdigkeit des Doms oder der Hauptkirche. — Beschreibung des Campo santo 97

XXV. Brief. Florenz.

Regierung des Grosherzogs. — Merkwürdige Worte dieses Fürsten 101

XXVI. Brief. Florenz.

Kritik der Regierung des Grosherzogs. — Antwort auf diese Kritik. — Unter-

redung mit den Kindern des Grosherzogs . S. 108

XXVII. Brief. Florenz.

Allgemeine Vorstellung der Galerie. — Marmornes Pferd. Statue Cäsars. — Statue Apolls. — Statue der Flora. — Statue Merkurs. — Statue des Bacchus. — Ein anderer Bacchus von Michel Angelo. — Brustbilder der römischen Kaiser 119

XXVIII. Brief. Florenz.

Gemälde von Michel Angelo. — Arabesken von ebendemselben 125

XXIX. Brief. Florenz.

Die Improvvisatrice Corilla. — Bemerkungen über die italienische Sprache. — Nardini, der berühmte Tonkünstler 127

XXX. Brief. Florenz.

Die Venus von Medicis . 131

XXXI. Brief. Florenz.

Der Prätendent und seine Tochter, die Herzogin von *** S. 134

XXXII. Brief. Florenz.

Fortgesetzte Beschreibung der Galerie. — Verschiedene Statuen. — Der Saal der Niobe. — Einige Gemälde. — Joseph und Potiphars Weib. — Sankt Franciskus. — Magdalena in der Wüste 137

XXXIII. Brief. Florenz.

Skizze des Naturalienkabinets. — Herr Fontana, Aufseher des Kabinets, und dessen Lob . 142

XXXIV. Brief. Florenz.

Die Kathedralkirche 148

XXXV. Brief. Florenz.

Des Grosherzogs Landhaus. 150

XXXVI. Brief. Florenz.

Kaiserliche Bibliothek. — Michel Angelos Wohnung 152

XXXVII. Brief. Florenz.

Der Pallast Corsini. — Einige Gemälde, z. B. die Dichtkunst, St. Sebastian. — Der Silen vom Alban S. 155

XXXVIII. Brief. Florenz.

Politisches System des Grosherzogs. — Gefahr, welcher er sich aussetzt 157

XXXIX. Brief. Florenz.

Amor, von Correggio 161

XL. Brief. Florenz.

Der Pallast Pitti. — Sallon der vier letzten Dinge. — Tod des Reichen und des Armen. — Gärten des Pallasts Pitti 163

XLI. Brief. Florenz.

Akademien. — Oeffentliche Sitzung. — Bemerkungen über die italienische Sprache 167

XLII. Brief. Florenz.

Akademie der Künste S. 172

XLIII. Brief. Florenz.

Pallast Riccardi. — Plafond von Giordano gemalt. 174

XLIV. Brief. Rom.

Beschreibung der Reise von Livorno nach Florenz, und von Florenz nach Rom 177

XLV. Brief. Rom.

Ankunft des Verfassers zu Rom 181

XLVI. Brief. Rom.

Beschreibung des Pantheons. — Bemerkungen über die Baukunst. — Raphaels Grab 184

XLVII. Brief. Rom.

Fest des heiligen Ludwigs von Gonzaga. — Die Kirche des heil. Ignaz. — Verschlagenheit der Jesuiten 194

XLVIII. Brief. Rom.

Der Bambino S. 198

XLIX. Brief. Rom.

Das Kapitol. 200

L. Brief. Rom.

Spatziergang auf der via Appia. Das Velabrum. — Das Grab der Cäcilia Metella 203

LI. Brief. Rom.

Das Forum 206

LII. Brief. Tivoli.

Tivoli 209

LIII. Brief. Tivoli.

Fahrt von Rom nach Tivoli 211

LIV. Brief. Tivoli.

Der große Wasserfall 214

LV. Brief. Tivoli.

Die Cascatellen 217

LVI. Brief. Tivoli.

Der Sybillentempel 222

LVII. Brief. Rom.

Das incendio del borgo, ein Gemälde von Raphael 224

LVIII. Brief. Fraskati.

Abriß der Villas von Fraskati 231

LIX. Brief. Rom.

Der Herkules des Pallasts Farnese 235

LX. Brief. Rom.

Ueber die Schönheit der Römerinnen und über ihre Stimme 245

LXI. Brief. Rom.

Seltsame päpstliche Bulle 251

LXII. Brief. Rom.

Monumente. — Grabmal des Augustus. — Egyptischer Obelisk. — Trajans Säule. — Die Pferde von Monte-Cavallo 252

LXIII. Brief. Rom.

Die Liebe, bey den Römerinnen S. 256

LXIV. Brief. Rom.

Die Quelle Egeria 260

Druckfehler.

S. 12	Zeile	21:	besserem, lies: festerem
— 29	—	24:	Wundermale, lies: Wundenmale
— 32	—	18:	dünnesten, lies: dümmsten
— 51	—	13:	Rosenbetten, lies: Rasenbetten
— 98	—	19:	aëra, lies: *aera*
— 123	—	22:	Bardinellis, lies: Bandinellis
— 128	—	8:	ersaufen, lies: ersäufen
— 156	—	3:	Gestaaden, lies: Gestaden
— 158	—	13:	Bruderschaften, lies: Brüderschaften
— 179	—	23:	Aus, lies: Auf
— 190	—	17:	Berninis, lies: Bernini
— —	—	20:	Rotouda, lies: Rotonda
— 204	—	10:	Blumen, lies: Farben
— 206	—	14:	Rmo, lies: Rom
— 219	—	20:	pereussit, lies: *percussit*
— 224	—	10:	Flamme, lies: Flammen
— 226	—	24:	herabstürzend, lies: hervorstürzend
— 232	—	6:	Dordogee, lies: Dordogne
— 249	—	21:	hatte, lies: hätte

Dupaty, Charles-Marguerite-Jean-Baptiste Mercier

Briefe über Italien vom Jahr 1785

Bd.: 1

Mainz (1789)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.758(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095832-0
VD18 80091334-001